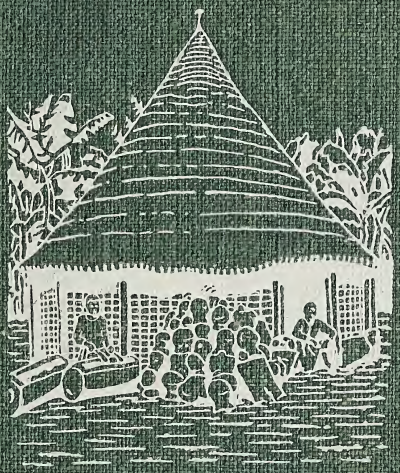
Kamerun

als Kolonie und Missionsfeld



P. Steiner

Archiv-Bücherei
Basl. Missionshaus

LEIHBIBLIOTHEK
Basler Mission
Ausgeschieden
Bibliothek
Withdrawn

Handbücher zur Missionskunde

Zweiter Band

Kamerun

als Kolonie und Missionsfeld

Von

P. Steiner

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1909

BV
3625
C29582
1909
AFA

Archiv-Bibliothek
Basler Missionshaus

E.3a,

Kamerun

als Kolonie und Missionsfeld

Geschildert von

P. Steiner.

LEIHBIBLIOTHEK
92
BASLER MISSIONSHAUS

Mit Abbildungen und einer Karte

Basler Mission
Ausgeschieden
Bibliothek

Withdrawn
SMITHSONIAN
OCT 16 1991
LIBRARIES

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1909

Alle Rechte vorbehalten.

1. Umschau in Kamerun.

Bevor die deutsche Flagge über dem Kamerungebiet gehißt wurde und Deutschland seine Hand darauf legte, gehörte jener innerste Winkel des Busens von Guinea zu den wenig bekannten Gebieten Westafrikas. Wohl war uns im allgemeinen der Name des hochragenden Gebirges bekannt, aber das gleichnamige Flußgebiet und vollends die dahinter liegenden Länderstrecken waren mehr oder weniger eine unbekannte Welt. Und doch haben die Küstengewässer von Kamerun schon vor Jahrhunderten europäische Schiffe vor Anker gehen sehen, und Handelsfahrzeuge haben seit langer Zeit mit den Bewohnern des Landes Verkehr gepflogen. Aber dieser Handelsverkehr, der seit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen am Ende des 15. Jahrhunderts sich mit der ganzen Westküste Afrikas entwickelte, diente weder der wissenschaftlichen Erforschung des Landes, noch der christlichen Zivilisierung seiner Bewohner, sondern lediglich dem Export der Menschenware, dem Sklavenhandel. Kamerun gehörte, wie damals die Gold- und Sklavenküste, zu den bedeutendsten Sklavenmärkten. Namentlich im Flußgebiet, wo sich an den Ufergeländen eine Ortschaft an die andere reiht,

hatten die portugiesischen Händler ihre Baracken, in denen die Vorräte an „schwarzem Elfenbein“ auf Lager gehalten wurden. Auf belebten Handelsstraßen wurde die Zufuhr selbst tief aus dem Innern herbeigeschafft, wobei aber die Häuptlinge der Küstenstämme eifersüchtig darauf hielten, daß der Zwischenhandel in ihren Händen blieb. Und auch als der schmachvolle Handel seit 1807 gesetzlich verboten war und britische Kriegsschiffe ihn unnachsichtlich zu unterdrücken suchten, hat noch manches Sklavenschiff in dem schwer zugänglichen Maschenwerk der dortigen Wasserstraßen, geborgen zwischen den dunkeln Sumpfwaldungen, seinen sichern Schlupfwinkel gefunden.

Dieser schmähliche Menschenhandel gehört schon lange der Vergangenheit an; aber er hat seine tiefen Spuren in der Bevölkerung zurückgelassen. Ganze Länderstriche hat er entvölkert, die Arbeit entwertet, den sozialen und sittlichen Stand der Volksstämme noch tiefer herabgedrückt. Dem Sklavenhandel ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Küstenbevölkerung seit jener Zeit nur Sinn und Interesse für den Handel und Schacher hat und um seinetwillen Ackerbau und Gewerbe vernachlässigt. Von einem Einfluß der Weißen auf die politischen und sozialen Verhältnisse mit ihren heidnischen Greueln war vollends keine Rede. Je ungeordneter diese waren und je mehr wilde Stammesfehden die Bewohner des Landes entzweiten, desto günstiger war die Aussicht auf reichliche Zufuhr der Menschenware.

An die Stelle des Sklavenhandels trat nach seiner Unterdrückung der Handel mit Landesprodukten, namentlich mit Palmöl und Elfenbein, wogegen europäische Waren aller Art ausgetauscht wurden. Aber auch dieser rechtliche Warenhandel vermochte keine durchgreifende Besserung des heidnischen, verderbten Volkslebens herbeizuführen, solange die Einfuhr von Spiri-

tuosen das hauptsächlichste Tauschobjekt blieb. Was etwa von echten Kultureinflüssen im Kameruner Küstengebiet zur Wirksamkeit kam, das ging erst von der evangelischen Mission aus, die Jahrzehnte lang dort in stiller Weise wirkte, ohne daß die Außenwelt viel davon erfahren hat.

Daß bei alledem das Kamerungebiet bis in die neuere Zeit herein eine unbekannte Welt blieb, muß auffallend erscheinen, zumal wenn man in Betracht zieht, wie der Erforschungstrieb im letzten Jahrhundert darauf ausging, den Schleier des dunkeln Erdteils zu lüften. Richtete doch schon ein Dr. Krapf, als er seinen kühnen Eroberungsplan für Afrika aufstellte und eine Kette von Missionsstationen quer durch den Kontinent forderte, seine Blicke von Mombas aus hinüber nach Kamerun, das ihm der beste und natürlichste Ausgangspunkt für die Erforschung und Christianisierung Innerafrikas zu sein schien. Aber statt dessen waren es der Niger und der Kongo samt dem Tsadsee, die den Entdeckern und Forschern als die Probleme vorschwebten, die zunächst der Lösung harrten. Dies lenkte die Blicke von der Kamerunecke ab, wozu noch besondere schwierige Verkehrsverhältnisse kamen.

Nur das Kamerungebirge, das sich unmittelbar aus den Wogen des Atlantik erhebt, wurde einigermaßen erforscht. Es geschah dies zuerst von den Engländern Burton und Man in den Jahren 1861 und 1862, und später (1882/83) von dem Polen Rogozinski, der auch den Mongofluß befuhr und das Gebiet des Rio del Rey berührte. Die Kenntnis des übrigen Landes aber bestand fast nur in der der Küstenlinie, soweit die englische Kriegs- und Handelsmarine darüber in ihrem maritimen Interesse durch Aufnahmen Klärung geschafft hatte. Was darüber hinaus lag, war und blieb bis zur deutschen Besitzergreifung im Jahr 1884 terra incognita.

Erst von diesem Zeitpunkt ab haben im kolonialen und militärischen Interesse Forscher und militärische Expeditionen das Land durchzogen und die unbekannten Gebiete erkundet. Händler und Missionare haben von ihren Stationen aus Kamerun in engerem und weiterem Umkreis durchstreift und mit den verschiedensten Volksstämmen Beziehungen angeknüpft. So ist in verhältnismäßig kurzer Zeit der Schleier mehr und mehr gefallen, und „Kamerun wird in nicht zu ferner Zeit ganz aus der Reihe jener immer kleiner, immer weniger werdenden Strecken unserer Mutter Erde ausscheiden, wo das Geheimnis, selten nur entsiegelt, sich lockend um die Länder schlingt."

Dem Schiffer, der von Westen her die afrikanische Küste entlang fährt und tagelang nichts als ein niedriges Gestade mit weißen Dünen oder dunkeln Sumpfwaldungen geschaut hat, bietet sich bei der Annäherung von Kamerun ein Anblick von überwältigender Großartigkeit dar. Die Natur hat hier an der Scheide zwischen Ober- und Unterguinea, wo der Atlantische Ozean als Bai von Biafra am tiefsten das westliche Gestade des dunkeln Erdteils einbuchtet, ein gigantisches Eingangstor zum Herzen Afrikas geschaffen. Ein mächtiges Hochgebirge, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung an der flachen Küste Westafrikas, taucht hier plötzlich unmittelbar am Meeresgestade auf. Wie eine Weltpyramide, die ihr gewaltiges Fußgestell trotzig in den Ozean stemmt, erhebt sich dasselbe vor den Blicken des Seefahrers. Kühn in die Wolken ragt der höchste Gipfel bis zu 4070 m Höhe, der unter dem Namen Mongo ma Loba oder „Berg Gottes" bekannt geworden ist. Ihm gegenüber aber, nur durch eine 20 Seemeilen breite Meeresstraße getrennt, erhebt sich der zweite Torpfeiler: der ca. 3000 m hohe Clarence Pik, um den sich das waldige Bergland der spanischen Insel Fernando Po lagert. So

recken hüben und drüben mächtige Vulkangebilde ihre Häupter hoch über die ihre Hänge umlagernden Wolken, während ein Mantel des herrlichsten Waldes diese gigantischen Pfeiler des Naturportals umhüllt.

In wunderbarer Schönheit liegt am Fuß des Gebirges, an der stillen Ambasbucht, Viktoria, die erste europäische Niederlassung der deutschen Kolonie. Der Bucht liegen wie Sperrforts einige Inselchen vorgelagert, teils kahle Felsen, teils mit tropischem Wald bedeckt. Dann erreichen wir bei der Weiterfahrt nach Osten ein paar vorgeschobene Vorgebirge, zwischen denen die schmale Kriegsschiff-Bai ins Land einschneidet. Das östliche derselben ist das Kap Bimbia, hinter dem ein breiter Flußarm sich ins Meer ergießt. Nun aber weicht der Küstensaum des Gebirges zurück, und an Stelle des hochragenden Berglandes zeigt sich eine eintönige Sumpflandschaft mit dunkelfarbigen Mangroven. Eine weite Flußmündung tut sich auf, die von zwei Landspitzen, dem Kamerunkap und dem Kap Suelaba, auf beiden Seiten flankiert wird. Wir fahren über die vorgelagerte Barre und gelangen in das Kamerun-Aestuar, ein buchtartiges Wasserbecken, das sternartig seine vielen Ausläufer nach verschiedenen Richtungen hin ins Land sendet. Das dazwischenliegende Land ist angeschwemmtes, sumpfiges Mangrovegebiet, durchschnitten von zahlreichen Wasserläufen. Diese gehören den Mündungen von drei breiten, wasserreichen Küstenflüssen an: dem Mongo, Wuri und Elungasi, die sich an ihren Mündungen in zahllose Wasserstraßen zerteilen und als verworrenes Netz mit einander zusammenhängen. Die bedeutendsten dieser Wasserläufe sind im Norden der Mongokriek, im Süden der für größere Boote befahrbare Kwakwa, der das Kamerunbecken mit dem wasserreichen Sanaga verbindet. Es ist demnach ein Irrtum, von einem Kamerunfluß zu reden; denn was als

solcher ausgegeben wird, ist nichts als das große Sammelbecken, das von verschiedenen Flußläufen gespeist wird und in das auch der Ozean während der Flutzeit seine Wogen hineinwälzt. Bei der Weiterfahrt weichen allmählich die Mangrovesümpfe zurück und es zeigt sich eine Reihe von Negerdörfern auf dem östlichen Ufer der Wurimündung, die dicht aneinanderhängend die Namen Bonapriso, Bonandjo, Bonaku ꝛc. führen. Jetzt hat die deutsche Kolonialregierung diesem Flußbezirk den offiziellen Namen Duala gegeben.

Wir haben hier die Eingangspforte für das ganze Kamerungebiet vor uns, das, soweit es zur deutschen Kolonie gehört, eine Länderstrecke umfaßt, deren Ausdehnung 495 000 Quadratkilometer beträgt und fast der Bodenfläche des deutschen Reiches gleichkommt. Die Küstenzone mit ihrem angeschwemmten Tiefland, ihren Flußmündungen und Mangrovedickichten ist indes nur ein sehr kleiner Teil des gesamten Kamerungebiets. Im wesentlichen ist es Hoch- und Bergland; denn auf die Küstenzone folgt ein 150 bis 300 km breiter Urwaldgürtel, der im Gebiet des Kamerungebirges selbst die Küste erreicht und hier von den Wogen des Ozeans bespült wird. Das ganze Innere aber weist ein Hochplateau auf, das in Terrassen aufsteigt und in einzelnen Berggipfeln eine bedeutende Höhe erreicht. Den Südrand dieses Plateaus bilden Schiefergebirgszüge, während die Nordwestgrenze langgestreckte mächtige Gebirgsketten zeigt, die, wie z. B. das zentrale Genderogebirge, bis zu 2400 und 3000 m Höhe ansteigen und sich nach dem Tsadsee hin wieder langsam abdachen.

Dieser Terrassenbildung des Hochplateaus ist es auch zuzuschreiben, daß die zahlreichen Flüsse Kameruns, wie der Croßfluß mit dem Mem, der Mongo, der Wuri, der Sanaga, Njong und Kampo nur auf kurze Strecken ins Innere hinein schiffbar sind; denn der staffelförmige

und rasche Geländeabsturz erzeugt in sämtlichen Wasseradern Stromschnellen und Katarakte, oft von beträchtlicher Höhe und Länge. Besonders ist dies im südlichen Gebiet der Fall, wo die Gewässer in schäumenden Kaskaden über Granitbarren und Felsenriffe in voller Breite des Flußlaufes herabstürzen. Dadurch ist der Schiffahrt ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt und der Verkehrswert des Wassernetzes sehr beschränkt. Günstiger liegen die Verhältnisse in der äußersten Nordostecke, wo der schiffbare Schari dem sumpfigen Tsadsee seine Wasser zuführt und der Benue, ein Nebenfluß des Niger, seinen Ursprung nimmt. — Auch einige kleine Seen, die meist vulkanischen Ursprungs sind, weist Kamerun auf; so z. B. den fischreichen Barombi- oder Elefantensee in der Region des Kamerungebirges, und den Ossasee im unteren Sanagagebiet.

Die Vegetation gliedert sich in mehrere scharf gesonderte Zonen. Im Sumpfgebiet der Niederung herrscht, wie schon gesagt, die Mangrove vor, deren Wurzelwerk zur Zeit der Ebbe wie auf Stelzen erscheint. Ihrem Saum folgt der Küstengürtel mit Pandanus, Raphia-, Kokos- und besonders Oelpalmen, die namentlich im Flußgebiet des Rio del Rey förmliche Wälder bilden. Die sich daran anschließende breite Urwaldregion ist von üppigster Fruchtbarkeit und überwältigender Schönheit. Das gilt besonders auch von dem Urwald, mit dem das Kamerungebirge an seinen unteren Abhängen bedeckt ist und wo in dem vulkanischen Boden die Triebkraft der Natur die wunderbarste Pflanzenfülle, mächtige Bäume und ein wirres Durcheinander von Schlinggewächsen entstehen läßt. Im Dunkel der Urwaldung aber streifen die charakteristischen Vertreter der afrikanischen Tierwelt, der Elefant und der Leopard umher, während die von ihnen durchzogenen Flußläufe das Krokodil und das Flußpferd beherbergen.

An den Rändern des Hochplateaus geht sodann die Region des Urwalds allmählich in die mit wogendem Grase bestandene Savanne und in lichte Parklandschaft über. Diese weiten Grasebenen werden nur vereinzelt durch Palmenhaine, Frucht- und Schattenbäume unterbrochen. Besonders zeichnen sich die Flußtäler durch eine reichere Vegetation aus. Waldstreifen, sogenannte Galeriewälder, ziehen sich hier zu beiden Seiten des Wassers entlang, ab und zu unterbrochen von einem Gelände, das mit üppigen Bananenpflanzungen und Palmenhainen bedeckt ist.

Nach dem Tsadsee zu geht die Savanne in Weideland mit kleineren Waldungen und schließlich in eine „Obstgartensteppe" über, während die Bergkegel und Gipfel der Gebirge in ihren höheren Lagen eine alpine Vegetation aufweisen.

Die Bevölkerungskarte Kameruns zeigt uns ein sehr buntes Bild, das eine Unzahl von Völkerstämmen aufweist. Sie alle lassen sich indes in drei verschiedene Bevölkerungsgruppen unterscheiden: in Bantuneger, in Sudanneger und in fremde Einwanderer, die der hamitischen Rasse angehören. Die ersten, die Stämme der Bantu, bewohnen den südlichen Teil Kameruns, und zwar vorwiegend die Küstenzone und das Urwaldgebiet; die der Sudanneger finden sich im Steppenland, wo sie von den hamitischen Fulbe unterworfen und auf die Bantuvölker gedrängt worden sind. Es hat deshalb auch hier schon eine Vermengung stattgefunden, und es sind demzufolge Mischvölker zwischen den Sudan- und Bantunegern entstanden. Als die bedeutendsten derselben gelten die Bameson, die Bali, die Bafut, die Bafum und andere.

Unter den Bantustämmen des Küstengebiets sind in erster Linie die Duala zu nennen, die vor etwa 200 Jahren vom oberen Elungasi her eingewandert sind und

die frühere Bevölkerung ins Binnenland zurückgedrängt haben. Ihre Zahl beträgt etwa 20 000. Sie sind ein kraftvoller, intelligenter Volksstamm, dessen Hauptbeschäftigung neben dem Fischfang im Handel besteht, worin sie große Gewandtheit zeigen und um dessenwillen sie weite Geschäftsreisen ins Land hinein machen. Dieser Handelstrieb hat aber bei ihnen eine Abneigung gegen jede ernste Arbeit erzeugt, weshalb sie auch den Feldbau ihren Weibern und Sklaven überlassen. Letztere wohnen oft in besonderen Ansiedelungen und gelangen nicht selten zu Ansehen und Reichtum. Übrigens ist die Sklaverei seit 1902 gesetzlich aufgehoben. Während das einheimische Gewerbe der Duala durch den Handel zum großen Teil verdrängt worden ist, hat sich doch das der Flechtindustrie erhalten. Besonders geschickt erweisen sich die Duala in der Herstellung von Holzschnitzereien, mit denen sie ihre bis 25 m langen Baumboote verzieren. In diesen stellen die einzelnen Dorfschaften häufig Wettfahrten an, die ebenso beliebt sind wie die in gleicher Weise veranstalteten Ringkämpfe.

Ihre soziale Organisation zeigte bisher eine Schichtung in Freie, Halbfreie und Sklaven. Diese wurden, da sie ein Kapital repräsentierten, im ganzen gut behandelt, genossen aber gewöhnlich kein Ansehen. Die Macht der Dorfhäuptlinge ist nur eine beschränkte, und oft liegt dieselbe vielmehr in den Händen schlauer Zauberer oder „Medizinmänner", die unter Umständen sogar die richterlichen Rechte des Häuptlings an sich reißen.

Den Duala nahe stehen die Stämme der Mongo, Abo, Wuri und Dibomba, der Lungasi und Ndonga an den Zuflüssen zum Kamerun-Aestuar, die Mulimba, Bakoko und Basa am Sanaga, die Batanga, Baguku, Banko und Kampoleute an der Südküste, die neben einigem Ackerbau auch Handel treiben. An den Ost- und Südabhängen des Kamerungebirges wohnen,

etwa 25 000 Köpfe stark, die Viehzucht treibenden Bakwiri, an den Westabhängen die Bomboko, im Hinterland am Mongo die Bakundu, die Bafo und Balong, denen sich als nördlichstes verwandtschaftliches Glied die Batom anschließen. Jenseits der Wasserscheide zwischen Mongo und Altkalabar leben die kräftigen Banyang und Mabum.

Die Bevölkerung des Hinterlandes im weiteren Sinne ist keine einheitliche. Denn hier drängen von Süden und Südosten her nach Norden und gegen die Küste hin die ursprünglich am Gabun ansässigen Fan-Völker, und von Norden her in breiter Flucht nach Süden die Sudanneger. Die alteingesessene Bantubevölkerung wird dadurch teils vor sich weitergeschoben, teils eingeengt, teils geht sie eine Mischung mit den Sudannegern ein. Von den Fan-Völkern seien hier nur erwähnt die kriegerischen Bule im Hinterland von Kribi und die kulturell höherstehenden Yaunde, die das östliche Hinterland, das fruchtbare Bergland und die Parklandschaft zwischen dem Mittellauf des Njong und des Sanaga bewohnen.

Charakteristisch ist für alle diese Bantuvölker ihre politische Zersplitterung. Sogar innerhalb ein und desselben Stammes ist von einer politischen Einheit keine Spur zu bemerken. Wohl besteht in ihren Sitten und sprachlichen Dialekten, sowie in der Bauart ihrer Wohnstätten eine gewisse Zusammengehörigkeit, aber in staatlicher Hinsicht entbehren sie derselben. Dieser Mangel an Gemeinsinn, die Unsicherheit des Besitzes, Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken, kindische Streitsucht und krasser Aberglaube kennzeichnen und beeinflussen in hohem Grade die sozialen und staatlichen Zustände der Bantu. Nur einzelne Stämme, wie die Banyang und die Jaunde haben einiges Gefühl für Zusammengehörigkeit.

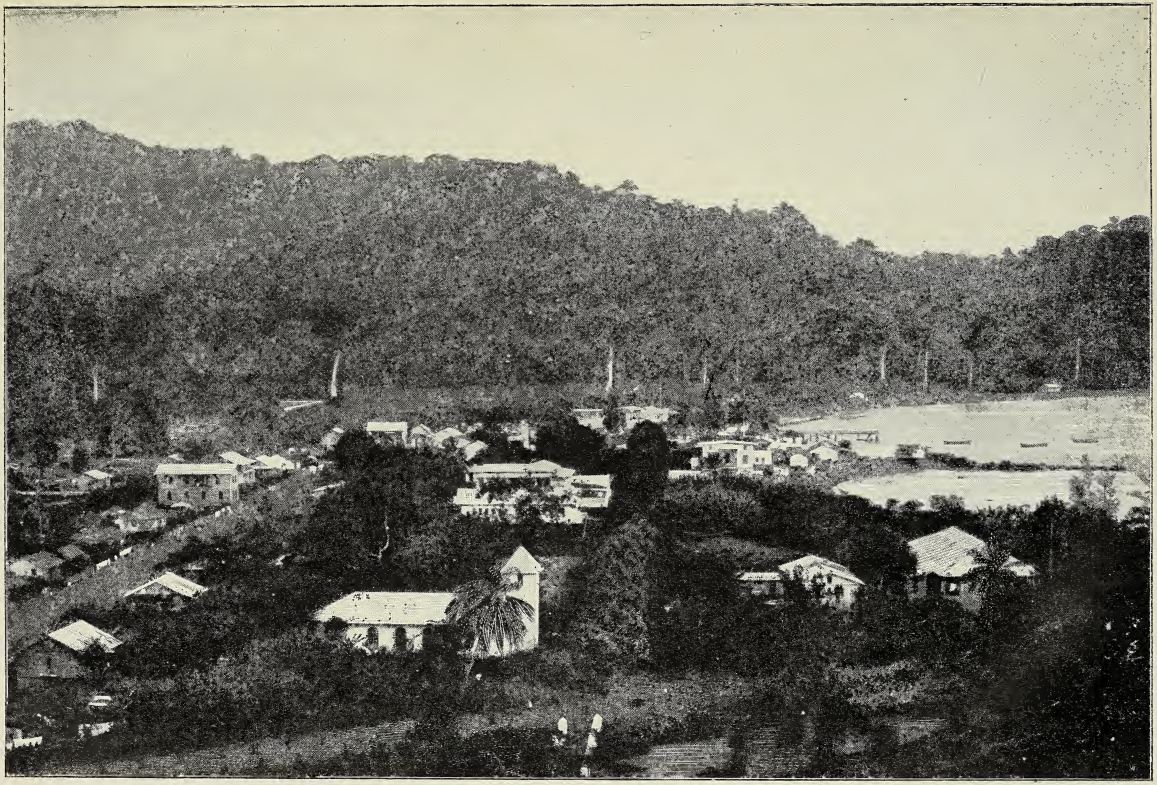
Jenseits der Urwaldzone, auf dem Hochplateau des Graslandes haben die Sudanneger als Kinder der Steppe ihre Wohnsitze inne, wennschon auch einzelne Bantustämme über die Waldlandgrenze auf das Plateau hinauf gedrängt worden sind. Unter den Stämmen des Graslands sind die bis jetzt bekanntesten die Bali, die erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus dem Benuegebiet in ihre heutigen Sitze eingewandert sind und durch Vermischung einiges Bantublut in sich aufgenommen haben. Sie haben sich unter ihren beiden letzten Fürsten von Anfang an freundlich zu den Deutschen gestellt und dadurch eine gewisse Vorherrschaft über die Nachbarstämme erlangt. Ihre viereckigen oder runden Hütten mit kegelförmigem Dach bilden, zu Hunderten vereinigt, stattliche Dörfer, die nicht selten 6000 und mehr Bewohner zählen. Der Häuptling, dem der Untertan nur gebeugt naht, genießt großes Ansehen, doch wird sein Absolutismus durch den Rat der Alten eingeschränkt; er ist aber in erster Linie Richter und religiöses Oberhaupt seines Stammes. Trotz ihres kriegerischen Charakters pflegen die Bali mit Sorgfalt Ackerbau, Viehzucht und Industrie. Namentlich als Töpfer liefern sie weithin berühmte tönerne Pfeifenköpfe.

Östlich von den Bali wohnt das Bamum-Volk, dessen ausgedehnter Hauptort mit ansehnlichen Häuserkomplexen auf einem Hügelgelände liegt und von einem doppelten Wallgraben zum Schutz gegen die menschenraubenden Fulbe umgeben ist. Der junge, intelligente Oberhäuptling Njoya ist in neuester Zeit durch eine von ihm und seinen Trabanten aufgestellte Silbenschrift, die er unter seinem Volk einzuführen sucht, rühmlichst bekannt geworden.

Unter den übrigen Sudan-Negervölkern des Hinterlandes nennen wir nur noch die im Norden des oberen Sanaga ansässigen Wute. Schon die Anlage ihrer

Dörfer verrät den kriegerischen Sinn dieses Volkes, indem sie meist von einem Graben und Pallisadenwall umgeben sind. Die Macht des Häuptlings ist in seinem Lande eine unumschränkte; er hatte aber bis vor kurzem als Vasall des Fulbefürsten von Tibati diesem jährlichen Tribut zu zahlen. Unter den Wute herrscht noch der Kannibalismus und wie es an dem Hof des alten Wute-Fürsten Ngute zugeht, schildert uns Hauptmann Dominik in seinem neuesten Werk „Vom Atlantik zum Tsadsee", worin er uns Szenen vorführt, von denen er im Jahr 1901 selbst Augenzeuge war. „Rohe, wüste, unmenschliche Bilder waren es", schreibt er, „aber wahre Erlebnisse. Ein Mensch, von menschenfressenden Kannibalen zum Gott erhoben, vor ihm lagen sie im Staube, kein Unfreier durfte ihn schauen; wenn er ausspie, so balgten sie sich um seinen Speichel, den sie sich als wundertätig in die Haut verrieben. Ich sehe Ngute beim Kampfspiel selbst den Speer ergreifen, ihn gegen seine anstürmenden Krieger schleudern, sehe einen Mann getroffen zusammenstürzen, über den, dem Häuptling zujubelnd, die anderen hinwegjagen. Ich sehe Ngute in der Tür des hohen Mattenzaunes stehen, der seine Weiberhäuser umgab, die Sklaven werfen Brot für die verhungerten Sklavenkinder auf den freien Platz. Lachend greift der Häuptling nach einer Handvoll Speere, die er auf die sich balgenden Kinder schleudert. Ich höre das Kreischen des Weibes, das Ngute unter dem Beifallsgesange seiner Frauen an den Armen an der Decke aufgehängt hat, weil man sie der Untreue zieh, und der er hohnlachend mit seinem Messer den Leib öffnete. Grausige Bilder, aber afrikanische Wahrheit."

Die dritte Bevölkerungsschicht im Hinterland von Kamerun bilden die Fulbe (Fulla, Fellata, Fellani), ein hamitisches, hellfarbiges Hirtenvolk mit welligem



Viktoria.

Haar, das vom Senegal her sich allmählich den ganzen westlichen Sudan unterworfen hat. Eine religiöse Erhebung der Fulbe im Jahr 1802 führte zur Zertrümmerung der Haussastaaten und zur Gründung des mächtigen Sokoto-Reiches zwischen dem Niger und dem Schari. Der Fulbesultan behielt Sokoto als Residenz bei, während seine Heerführer die eroberten Hausa- und heidnischen Negerreiche als Lehen erhielten. Zugleich wurden die Hausa und andere Stämme, sofern sie sich nicht ins unzugängliche Bergland flüchteten oder nach dem Süden auswichen und sich dadurch ihre Unabhängigkeit und Religion wahrten, dem Islam unterworfen. Ihren Sieg über die heidnischen Sudanneger aber verdankten die Fulbe hauptsächlich ihrer gepanzerten Reiterei. Unter den von Sokoto abhängigen Fulbestaaten ist Adamaua einer der bedeutendsten. Seine Hauptstadt Yola am Benue liegt aber jenseits der deutschen Grenze auf englischem Gebiet.

In dem Dreieck, das sich zum Tsadsee zuspitzt, wohnen eine Reihe von Völkerschaften, die aus arabischen Elementen, Sudannegerstämmen und nomadisierenden Fulbehorden zusammengesetzt sind. Zu ihnen gehört das Mischvolk der Kanuri und das auf sehr niedriger Kulturstufe stehende Volk der Musgu.

Außer diesen seßhaften Völkern finden sich noch überall im Hinterland einzelne zerstreute Ansiedelungen von Hausa, einem Negervolk, dessen Vertreter auch sonst an der ganzen Westküste Afrikas, sowohl an den bedeutendsten Küstenplätzen, wie auch im Innern als wandernde Händler anzutreffen sind. Wie die Midianiter des Altertums ziehen sie truppweise im Lande umher und finden ihren Weg bis zur Nordküste Afrikas, gründen da und dort kleine Kolonien, treiben einiges Gewerbe und nisten sich hauptsächlich gern an den Höfen der Negerfürsten ein. Als Verkäufer von Amuletten,

durch Errichtung von Schulen und öffentliche Ausübung ihrer religiösen Zeremonien treiben sie mehr oder weniger einige Propaganda für den Islam, obwohl sie im ganzen wenig vom Islam wissen und auch nicht dessen Fanatismus an den Tag legen.

Als fluktuierendes Volkselement finden sich, wie überall an den Handelsstätten Westafrikas, auch an der Kamerunküste die von Liberia stammenden Kru-Neger, die sich als Arbeiter in den Faktoreien und auf den Dampfern vermieten und hier geradezu unentbehrlich sind. Meist verpflichten sie sich nur auf ein Dienstjahr und werden dann durch andere ihrer Volksgenossen ersetzt. Ebenso trifft man in den Haushaltungen, Faktoreien und Amtsstuben der Europäer einzelne Akraneger von der Goldküste an, die als Köche, Wäscher, Diener, Küfer, Schreiner und Schreiber Dienste tun.

Daß das weite Kamerungebiet bei dieser gemischten Bevölkerung und den zahllosen kleineren und größeren Volksstämmen auch ein großes Sprachengemisch aufweist, ist begreiflich. Natürlich stehen sich die Sprachen der fremden Elemente — wie die der Fulbe — und die der Bantuvölkergruppe total verschieden gegenüber, während manche Sudansprachen einen Uebergang, ein Mittelgebiet zwischen beiden zu bilden scheinen, wie die Träger dieser sprachlichen Verhältnisse selbst. „In der Bantugruppe unterscheidet Professor Meinhof Sprachen mit Dualacharakter, wozu er die Sprachen der Küstenstämme vom Kamerungebirge bis herunter nach Batanga rechnet, dann Sprachen der Fangruppe.*) Misch-

*) Die Bantusprachen, die sich von den nigritischen oder Sudan-Sprachen durch ihren ganzen Bau unterscheiden, tragen das gemeinsame charakteristische Merkmal an sich, daß sie die Mehrzahl und sonstige nähere Bestimmungen der Nennwörter nicht durch Anhängen einer Silbe oder eines Buchstabens (Suffixe) bilden, sondern durch Vorsilben (Präfixe), wennschon ihnen die Suffixe nicht fehlen.

sprachen zwischen Bantu und Sudan sind nach ihm die Balisprachen; reine Sudandialekte die der Bati und der Wute." Den Westteil Adamauas beherrscht die Hausasprache, die auch Verkehrssprache im ganzen mittleren und westlichen Sudan geworden ist, während die Sprache der Fulbe sich an keine bestimmt abzugrenzenden geographischen Räume hält.

Im Anschluß an diese linguistischen Verhältnisse ist noch eine weitere Sprache oder vielmehr Sprechart zu erwähnen. Es ist dies die akustische Verständigungsweise der Trommelsprache, die bei verschiedenen Bantustämmen des Küstengebiets, besonders unter den Duala, zu bedeutender Vervollkommnung entwickelt worden ist, so daß man sich darin nicht bloß kurze Nachrichten mitteilen, sondern ganze Geschichten erzählen kann.

Von der Religion der Eingeborenen tritt dem Fremden in Kamerun auf den ersten Blick wenig entgegen. Man sieht nirgends Götzenbilder und geweihte Stätten; es fehlt die Klasse der Priester und der festgesetzte, ausgebildete Opferkult. Und doch haben auch die Völker Kameruns ihre religiösen Vorstellungen, Bräuche und Festlichkeiten. Was man indes von diesen weiß, beschränkt sich bis jetzt auf die Küstenstämme; über das Religionsleben der heidnischen Negerstämme des Hinterlandes wird erst ein längeres Verweilen der Missionare unter denselben und eine eingehende Sprachkenntnis sichern Aufschluß geben. So viel aber steht fest, daß auch die Bantuvölker wie die Sudanstämme sogenannte Fetischdiener sind, d. h. sie glauben an eine Unzahl von geistigen und persönlich gedachten Mittelwesen, die zwischen Gott, dem höchsten Wesen, und den Menschen stehend, einer materiellen Substanz innewohnen und sich in ihr offenbaren. Sie sind also mit andern Worten Dämonendiener, und dieser Geisterdienst hat bei ihnen das ursprüngliche Gottesbewußtsein verdunkelt oder so-

gar verdrängt. Wohl ahnen sie noch das Dasein eines höchsten Wesens, das alles erschaffen hat und das Himmelsgewölbe bewohnt (das mit diesem auch identisch gedacht wird) und an das man sich auch in gewissen Fällen im Gebet wendet; aber dieses Wesen ist ihnen in die Ferne gerückt und wird weniger gefürchtet als die Geister, die man ihm untergeordnet glaubt. Die bösen Einflüsse der Geister aber werden durch Zauberei abzuwenden oder auch (zum Verderben anderer) herbeizuführen gesucht, wozu noch die Anwendung von Amuletten oder Zaubermitteln kommt. Neben den Fetischen spielen aber auch die Ahnen, die Geister der Verstorbenen, eine große Rolle.

Eine besondere Erscheinung des religiösen Lebens mancher Bantustämme sind die Losango oder Geheimbünde des Fetischdienstes. Es sind dies Vereinigungen von Leuten zum Zweck des Dienstes eines Fetisches oder Geistes, um sich dadurch vor Schaden und Unheil desselben zu schützen. Daneben dienen aber auch diese Geheimbünde dazu, durch Erpressungen, die an Nichteingeweihten ausgeübt werden, sich zu bereichern. Da diese oft mit Mord und andern Greueln verbunden sind, werden sie von der deutschen Regierung so viel als möglich unterdrückt und sind selbst von einsichtigen Häuptlingen unter dem Einfluß der Mission da und dort abgestellt worden. In das dunkle Gebiet der Zauberei gehört auch die Vornahme von Gottesurteilen und der Hokuspokus der sogenannten „Medizinmänner" oder Zauberer, die das tägliche Leben der Eingeborenen beherrschen. Daß man sich auch den lebenden Menschen als von einem Geist ergriffen denkt, der dadurch in einen ekstatischen Zustand versetzt wird, das beweisen die von solchen in Vermummung aufgeführten Fetischtänze. Bei den üblichen Totentänzen werden von den Angehörigen häufig aus Holz geschnitzte

Gesichtsmasken und Tierköpfe aus Holz, grell bemalt, aufgesetzt oder vor das eigene Gesicht gehalten. „Die Gesichtsmasken sollen vielleicht eine Darstellung des Verstorbensein, die Tierköpfe aber möglicherweise den Gedanken an eine Seelenwanderung andeuten."

Verschiedene Sudanstämme, wie die Bali, kennen den „Zauberer" oder „Medizinmann" nicht. Hier ist der Herrscher Oberhaupt und Oberpriester zugleich, der die Kultakte, sofern man von solchen reden kann, anordnet und meist selbst leitet. Ueberhaupt „lastet hier", soweit man bis jetzt beobachten konnte, „auf dem Privatleben des einzelnen nicht annähernd der dumpfe Druck fetischistischen Aberglaubens wie beim Bantu", wenn auch gleichwohl auf die Sudanneger die finstere Macht des Heidentums ihren demoralisierenden Einfluß ausübt.

Daß durch die Fulbe der Islam in Kamerun sehr stark vertreten ist und auch verschiedene Sudanvölker, wie die Hausa, ihm bereits verfallen sind, haben wir schon erwähnt. Als erobernde Macht ist der Islam in den Sudan vorgedrungen, als solche sucht er noch weiteres Terrain zu gewinnen. Zwar ist ihm dies im Hinterland von Kamerun nicht mehr durch kriegerische Maßregeln möglich, seit die deutsche Kolonialregierung die Sudanstämme unter ihren Schutz gestellt hat und die mohammedanischen Staaten im Schach hält; aber dessen ungeachtet ist doch ein Vordringen des Islam gegen die Küste zu eine leider nicht zu leugnende Tatsache. Seiner Propaganda arbeiten verschiedene Umstände erfolgreich in die Hände. Schon die allgemeine geistige und physische Überlegenheit des Mohammedaners über den heidnischen Neger, der in seinem Naturzustand hinter jenem zurückgeblieben ist, bedeutet eine gewisse Werbekraft. Mit der mohammedanischen Kleidung nimmt daher der heidnische Neger meist auch die religiösen Formen des Mohammedaners an, und der weltkundige Mulla weiß sich beson-

ders bei den Häuptlingen eine einflußreiche Stellung zu erwerben, die er zur Propaganda seines Glaubens ausnutzt. Ferner weiß sich der Moslem dem heidnischen Neger leicht anzupassen. Als Afrikaner weiß er den Gedanken und Sitten des heidnischen Volksgenossen Rechnung zu tragen; er läßt ihm die Zauberei stehen, ja versieht ihn selbst noch mit angeblich stärkeren Zaubermitteln. Dazu kommen noch die heutzutage offenen Wege der afrikanischen Hinterländer, die einem friedlichen Vordringen des Islam und seinen Vertretern überall bis an den Küstensaum förderlich sind. Im Interesse des Handels sieht selbst die Regierung darauf, daß nach allen Richtungen hin das Land bis an die äußersten Grenzen offen steht. Damit ist aber auch dem Islam der Weg gebahnt, denn gerade die den Handel treibenden Hausa, die überall heimisch sind und doch auch allenthalben den Sudan durchziehen, sind als Träger des Islam auch seine friedlichen Verbreiter. Und ist auch ihre Propaganda vielleicht keine bewußte und systematisch betriebene, so vollzieht sich doch der Prozeß derselben unter der geistig heruntergekommenen Negerbevölkerung wie mit Naturwendigkeit. „Es ist eine Bekehrung von außen nach innen, ein langsames Durchsickern zunächst mohammedanischer Gewohnheiten, dann mohammedanischer Ideen. Ernstliche Hindernisse sind nicht zu überwinden, denn Vielweiberei und Zauberei werden geschont, und die Kolonialregierungen bereiten keine Schwierigkeiten. Erfolge, wie sie die christliche Mission kaum unter großer Anstrengung erreicht, fallen so dem Islam fast ungesucht in den Schoß."

2. Kamerun und die ersten Missionspioniere.

Der heutigen Missionstätigkeit in Kamerun ging schon eine wichtige und nicht zu unterschätzende Pionierarbeit durch die englische Baptistenmission voraus. Als der hervorragendste ihrer Sendboten, der das Volk von Kamerun durch Gottes Wort, durch Beispiel und erziehende Anleitung zu beeinflussen suchte, ist Alfred Saker zu nennen, ein Mann von großer Vielseitigkeit und Ausdauer. „Gewiß, es haben neben ihm und nach ihm noch andere Missionare mit Aufopferung ihrer Kraft und ihres Lebens als Diener Christi sich des armen Volkes angenommen; aber keinem war es vergönnt, so lange und in so spürbarer Weise auf das Volk einzuwirken, als ihm, der unter den ersten Begründern der dortigen Mission war.“ Es lohnt sich deshalb, etwas näher auf das Leben und Wirken dieses Bahnbrechers der Mission in Kamerun einzugehen.

Alfred Saker, geboren am 21. Juli 1814 in einem kleinen Flecken Südenglands, war der Sohn eines Maschinenbauers, als welcher er in dessen Werkstätte ebenfalls das Maschinenfach erlernte. Noch in seinen Jünglingsjahren schloß er sich einer Baptistengemeinde an und trat nach seines Vaters Tode in eine Maschinenwerkstätte der englischen Marine ein. Als Aufseher in einer solchen verheiratete er sich 1839 und er schien da-

durch für immer an Heimat und Beruf gebunden zu sein. Doch schon lange hatte der Missionsgedanke sein Herz ergriffen, und es war besonders Afrika, dessen Heidenwelt ihn mit Macht vom Ambos hinweg zur Missionsarbeit rief. Der Gedanke wurde zur Tat. Als die baptistische Missionsgesellschaft Verstärkung für ihre seit 1841 begonnene Missionsarbeit auf der Insel Fernando Po bedurfte, da bot sich der 29jährige Maschinenbauer, ermutigt von seiner Frau, für diesen Posten an. Im folgenden Jahre 1844 traf Saker mit seiner Gattin und einigen Mitarbeitern in Clarence auf Fernando Po ein. Die Verhältnisse auf der Insel wurden ihm indes bald zu enge, und überdies hatte man es in Clarence fast nur mit Ansiedlern von auswärts her zu tun. Mit richtigem Blick erkannte Saker die Notwendigkeit, die Mission auf das gegenüberliegende Festland zu verpflanzen und das Evangelium den Stätten zu bringen, an welchen der Sklavenhandel seine Greuel entfaltet hatte. Nach einem vorbereitenden Ausflug dahin siedelte er im Juli 1845 aufs Festland über. Damit ward der Grund zur eigentlichen Kamerunmission gelegt.

In der Stadt des Häuptlings Akwa, im heutigen Bonaku, legte er seine Station an, der er den Namen Bethel gab. Hier, an der Mündung des Wuri, hat er drei Jahrzehnte lang gewirkt und der Mission an verschiedenen Punkten des Landes Eingang zu verschaffen gesucht. Die Anfänge waren sehr bescheiden, und der Missionsfamilie mußte zunächst eine landesübliche Hütte als Wohnstätte dienen. Aber Saker war ein Mann, der geschickt war in allerlei Erz- und Eisenwerk. Seine Kenntnisse im Gebrauch der Werkzeuge führten ihn von Anfang an dazu, dem kulturlosen Lande und seinen Bewohnern neben der Ausrichtung seines Evangelistenberufs ein Lehrmeister auf dem gewerblichen und wirtschaftlichen Gebiete zu werden, um auch auf diesem Wege

zur sozialen und ökonomischen Hebung des Landes mitzuwirken. Schon der unumgängliche Bau eines besseren Hauses führte zu den einfachsten Kulturarbeiten. Saker unterwies einige junge Leute im Gebrauch der Axt, der Säge und des Hobels. Er führte die Ziegelbrennerei ein und bildete Maurer aus; er lehrte seine Leute mit der Kerb- und Blocksäge umgehen und Bretter schneiden. Auch die Hebung des Landbaus, dessen völliges Darniederliegen häufigen Nahrungsmangel hervorrief, ließ er sich angelegen sein, führte Sämereien von andern Teilen der Küste ein, bebaute selbst das Land und lehrte die Eingeborenen ein rationelleres Kulturverfahren. Und dies alles geschah nicht bloß mit Rücksicht auf die eigenen Bedürfnisse, sondern im Blick auf die Hebung des allgemeinen Kulturzustandes.

Saker blieb sich indes bewußt, „daß er mit dem Hineintragen solcher Kulturelemente ins Dualavolk nur Vorhofsarbeit tat, die keinen Wert gehabt hätte, wenn er nicht zugleich der Ueberbringer höherer Gaben gewesen wäre." Es lag ihm vor allem daran, die Kamerun-Neger zu Christo zu führen und damit dem Hauptzweck der Mission, dem alle äußerlichen Dinge untergeordnet werden müßten, nachzukommen. So ging er mit aller Energie an das Studium der Duala-Sprache, die bis daher noch nicht schriftlich fixiert war. Unermüdlich sammelte er die dem Volke am Munde abgelauschten Worte und ordnete sie zu einem kleinen Wörterbuch, er verfaßte Schulbücher, stellte ein Liederbuch zusammen und ging mit der Zeit daran, den Duala die Bibel in ihrer Muttersprache zu geben. Es war freilich nur ein Erstlingsversuch, der keinen Anspruch auf Vollkommenheit machen konnte und deshalb einer späteren gründlichen Neubearbeitung bedurfte, aber trotz alledem ist es Sakers Verdienst, daß er auch auf diesem Gebiet der Bahnbrecher gewesen ist. Auch die Drucklegung besorgte

er selbst mit seinen schwarzen Gehilfen. Und all diese vielseitige Arbeit vollbrachte der Mann trotz mancher Fieberanfälle und häufiger Reisen, die ihn bald nach Fernando Po, bald nach verschiedenen Küstenpunkten, bald um seiner Gesundheit willen vorübergehend nach England führten. Heldenmütig stand ihm dabei seine Frau zur Seite, die es sogar über sich brachte, das einemal (1860) allein in Kamerun zurückzubleiben, als ihr Mann notgedrungen Erholung in der europäischen Heimat suchen mußte.

Nur langsam bildete sich eine kleine Gemeinde, denn das Heidentum in Kamerun entfaltete mit seinem Zaubereiwesen und den barbarischen Greueln eine furchtbare Macht. Erst am 5. November 1849 konnte der erste Dualaneger getauft und in die christliche Gemeinschaft aufgenommen werden. Es war dies ein Markstein in der Geschichte Kameruns. Andere folgten, und die Zahl der Anhänger, die sich weigerten, die heidnischen Gebräuche mitzumachen, mehrte sich. Nun setzte aber auch die Verfolgung ein, und der Haß wandte sich nicht bloß gegen die abtrünnigen Landsleute, sondern auch gegen den Weißen. Es wurden Zaubermittel gegen ihn angewendet, die ihn zum Verlassen des Landes zwingen sollten; man drohte ihm mit dem Tode, man versuchte ihn zu vergiften und zündete das Haus an. Große Hindernisse bereiteten dem Werk auch die häufigen Stammesfehden, die am Fluß entlang zwischen den verschiedenen Ortschaften in blutigen Kämpfen zum Austrag gebracht wurden und wobei das Missionshaus mehrmals geplündert wurde und der Missionar in Lebensgefahr war.

Auch in verschiedenen andern Städten des Ufergeländes suchte sich die Mission im Lauf der Jahre festzusetzen. So entstanden neben Bethel 2 weitere Stationen, die Mittelpunkte der Missionstätigkeit werden sollten

und wo sich teils europäische Missionare, teils farbige Missionsgehilfen lange abmühten, eine Gemeinde zu gewinnen. Es war dies das eine halbe Stunde südwärts von Bethel gelegene Bonamandone (Bellstadt) und Bonaberi (Hickory) über dem Fluß drüben. Aber beide erlebten keine größeren Gemeinden. Ein Versuch, landeinwärts im Abolande 1860 festen Fuß zu fassen, mißglückte, indem die Eingeborenen den farbigen Lehrer vertrieben und sein Haus zerstörten. Dagegen gelang es in Mulimba am unteren Sanaga eine kleine Gemeinde zu sammeln, während das ungesunde Bimbia als Station wieder aufgegeben werden mußte.

Ein neues Feld der Tätigkeit eröffnete sich dem unternehmenden Saker durch die Gründung der Kolonie Viktoria an der Ambasbucht. Sie verdankte ihre Entstehung der katholischen Unduldsamkeit, die die kleine Christengemeinde der Baptisten auf der Insel Fernando Po von den spanischen Behörden erfuhr. Aufgestachelt von den dort eingetroffenen Jesuiten, erließ der spanische Generalstatthalter 1858 den unwiderruflichen Befehl, daß auf der Insel jeder öffentliche Gottesdienst außer dem römisch-katholischen verboten sei. Der evangelischen Mission war somit das Dasein unmöglich gemacht. Um aber die gesammelte evangelische Gemeinde nicht den Katholiken in die Hände fallen zu lassen, kam Saker auf den Gedanken, ihr ein Asyl auf dem Festlande zu suchen. Die herrliche Bucht von Ambas am Fuß des Kamerungebirges schien ihm hiefür der geeignetste Ort zu sein. Er kaufte von einem einheimischen Häuptling das hiezu nötige Land und siedelte 1858 die bedrängten Christen hier an. Zu Ehren der englischen Königin nannte er den Platz Viktoria. Die kleine Kolonie, die aus allerlei Küstenvolk bestand, ist aber bis zur deutschen Besitzergreifung unbedeutend geblieben und hat keinen Aufschwung erlebt. Die Hoffnungen, die der sonst so prak-

tische und weitsehende Saker an den Ort knüpfte, an dem er eine Schiffswerft und den Stapelplatz eines regen Handelsverkehrs, einen Kriegshafen und den Sammelplatz von Gewerbetreibenden im Geist erblühen sah — diese kühnen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Die Viktorianer vermochten sich nicht emporzuschwingen und bildeten eine von den umwohnenden Eingeborenen sich absondernde Gemeinschaft. Um aber die Ansiedelung vor ähnlichen Erfahrungen sicher zu stellen, wie man sie in Fernando Po gemacht hatte, bat Saker die englische Regierung um ihre Schutzherrschaft. Diese bekümmerte sich aber nicht viel um ihr „Schutzgebiet", und so war die Ansiedelung in Viktoria bis zum Jahre 1884 im Grunde eine Republik, die nur unter der Oberhoheit der Baptisten-Missionsgesellschaft in London stand.

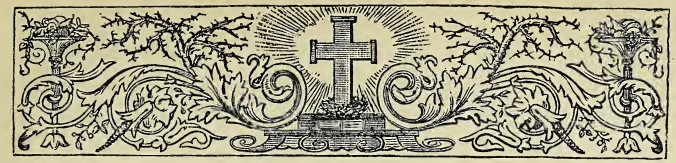
Einige Wichtigkeit erhielt jedoch Viktoria als Ausgangspunkt für die Missionsunternehmungen unter den Stämmen des Innern, vor allen unter dem Bergstamm der Bakwiri. Während Saker mit zäher Ausdauer seinen Posten im Dualagebiet behauptete und meist vereinsamt in der Arbeit stand, da er von seinen Mitarbeitern wenig verstanden wurde, zog es diese mit Macht über die Grenzen des europäischen Einflusses hinaus zu den Inlandstämmen. Aber diesem Wunsche standen damals schwere Hindernisse im Wege. Die Eifersucht der Küstenstämme, die den Zwischenhandel als ihr Monopol in Händen hielten, sperrte dem Weißen überall den Weg. Doch gelang es dem Schwiegersohne Sakers, dem Missionar W. Thomson, die Mission nach dem Innern vorzuschieben. Er lenkte seine Blicke nach dem Hochlande, das die kühnen Gipfel des Kamerungebirges umgibt und vom Hirtenvolk der Bakwiri bewohnt wird. Bondjongo, auf einem Bergplateau etwa 500 Meter hoch gelegen, wurde zur Station ersehen und 1872 von Thomson besetzt.

Die Arbeit unter den mißtrauischen Bakwiri entwickelte sich nur sehr langsam. Doch wurde mit der Zeit eine kleine Gemeinde gesammelt und durch die Schule einiger Einfluß gewonnen. Selbst eine Außenstation konnte in dem nahen Bergdorf Mapandja angelegt werden, deren Unterhaltung ein englischer Philanthrop übernahm. Dieser ging zugleich mit dem Plane um, auf den Höhen des Kamerungebirges eine Gesundheitsstation für westafrikanische Missionare aller evangelischen Bekenntnisse auf seine Kosten anzulegen. Leider starb er in Viktoria, ehe der Plan zur Ausführung kam. Bondjongo wurde aber schon nach wenigen Jahren als Europäerstation aufgegeben, da Thomson durch seinen angegriffenen Gesundheitszustand zur Rückkehr nach Viktoria genötigt wurde.

Verschiedene Reisen von Viktoria aus führten indes die Missionare Thomson und Comber in den 70er Jahren bis zu den Rumpibergen und auf dem Mongo aufwärts ins Bakundu-Gebiet. Hier entschloß man sich 1879 zur Anlegung einer Station, die von den beiden farbigen Missionaren Richardson und Johnson besetzt wurde. Diesen vertrieb indes bald das Fieber. Richardson dagegen, ein westindischer Mulatte, hat dort tapfer im wilden Urwaldgebiet unter den größten Schwierigkeiten mit seiner Frau ausgehalten, bis er 1887 von der Basler Mission von seinem Posten abgelöst wurde. Saker selbst hat diese spätere Entwicklung der Mission in Kamerun nicht mehr erlebt. Mit gebrochener Gesundheit kehrte er im November 1876 nach England zurück, wo ihm noch ein kurzer Lebensabend beschieden war. Am 13. März 1880 beschloß er seinen Lauf. Sechs Jahre später folgte ihm seine betagte Gattin.

Sakers Abgang von Kamerun machte sich bald bemerklich. Mit ihm war gewissermaßen der Träger der Mission vom Schauplatz getreten. Sein Werk, das in der

Folgezeit verschiedentlich beurteilt worden ist, wurde nicht mehr mit dem gehörigen Nachdruck betrieben. Verschiedene Missionare kamen und gingen wieder. Mehrere, wie ein Comber und Grenfell, siedelten nach dem Kongo über, wo die Baptisten-Mission ein neues Arbeitsfeld in Angriff genommen hatte. Aber als wichtige Pionierarbeit darf auch diese erste Periode der Kamerunmission nicht unterschätzt werden, und namentlich dem rastlosen, hingebungsvollen Wirken Sakers wird man seine Anerkennung nicht versagen dürfen.



3. Kamerun als deutsche Kolonie.

Es war für viele eine überraschende Tat, als im Juli 1884 die deutsche Regierung ihre Flagge am Kamerunstrand hißte und damit Besitz von diesem Teile Westafrikas ergriff. Es geschah dies aber nicht in dem unbestimmten Drange des Kolonialfiebers und weil man eben auch wie England und Frankreich sich einen überseeischen Besitz sichern wollte. Es war auch nicht beabsichtigt, den Strom der Auswanderung — wie manche bei dem damals hochgespannten Kolonialinteresse annahmen — teilweise in die fruchtbaren Gebiete Afrikas abzuleiten, sondern die Erwerbung Kameruns galt zunächst lediglich der Wahrung deutscher Interessen, dem Schutze des bedrohten deutschen Handels.

Der Warenaustausch mit den Duala-Negern, der dem Sklavenhandel gefolgt war, lag bis zum Jahre 1868 lediglich in den Händen der Engländer. Verschiedene Firmen hatten dort ihre Vertreter, die auf sogenannten Hulken — auf dem Strom ankernden, abgetakelten Schiffen — wohnten und ihre Geschäfte betrieben. Als dann aber 1868 die Hamburger Firma Woermann, und 1874 das Haus Jantzen und Thormälen ebenfalls Handelsbeziehungen in Kamerun anknüpften und Fakto-

reien an verschiedenen Küstenpunkten errichteten, begann die Eifersucht der Engländer sich zu regen. Der deutsche Einfluß wuchs indes rasch, und bald war die größere Hälfte des Handels in deutschen Händen, sodaß die Firma Woermann daran denken konnte, 1883 eine regelrechte Dampferlinie zwischen Hamburg und Kamerun einzurichten.

Die Entwicklung des Handels litt aber nicht nur unter der Rivalität der Engländer, sondern auch besonders unter den unsicheren politischen Verhältnissen und den fortwährenden Stammesfehden der Eingeborenen, wodurch oft völlige Geschäftsstockung eintrat. Auch war ein Schutz gegen Uebergriffe der Schwarzen kaum zu erlangen. Zwar hatten die englischen Handelshäuser ihren Konsul auf Fernando Po, dessen Schutz sie im Notfall anrufen konnten, aber den deutschen Kaufleuten half das nichts. Wohl bestand an Ort und Stelle eine Art von „Schiedsgericht" als Jurisdiktion, aber dieses vertrat zu Zeiten nur englische Interessen und arbeitete womöglich den deutschen entgegen. Deshalb wandten sich schon 1874 die Deutschen an ihre Regierung mit der Bitte um Errichtung eines deutschen Konsulats in Kamerun. Dieses Gesuch hatte indes keinen Erfolg. Die Verhältnisse im Ansiedelungsgebiet wurden immer unerquicklicher, sodaß schließlich auch die englischen Kaufleute 1882 die britische Regierung um Uebernahme des Protektorats über Kamerun ersuchten. Aber auch diese verstand sich nicht dazu.

Inzwischen wuchsen die Schwierigkeiten. Zu den früheren Unzuträglichkeiten kam jetzt noch das immer drückender empfundene Handelsmonopol der Dualaneger, die den direkten Handelsverkehr der Kaufleute mit den Inlandstämmen zu verhindern wußten. Diese nahmen schließlich eine feindselige Haltung gegen die Küstenstämme an und suchten den Zwischenhandel, der in

Bilder von der Überschwemmung des Wuri.

den Händen der Küstenhäuptlinge ruhte, mit Gewalt zu beseitigen. Es kam zu blutigen Zusammenstößen. Unter diesen Umständen beschlossen die Hamburger Kaufleute noch einmal, den Schutz der deutschen Regierung nachzusuchen. Sie wußten einige Häuptlinge zu bestimmen, eine Eingabe an das Auswärtige Amt in Berlin zu unterzeichnen, und nun erfolgte von dort die Zusicherung des erbetenen Schutzes. Zwar suchten die Engländer noch im letzten Augenblick die Häuptlinge den deutschen Interessen abspenstig zu machen, aber am 12. Juli 1884 erschien der Reichskommissar Dr. Nachtigal an Bord der „Möwe", hißte am 14. Juli in Kamerun die deutsche Flagge und erklärte das Land im Namen des Kaisers für deutsches Gebiet. Zu spät erschien fünf Tage später der englische Konsul. Sein Protest gegen die deutsche Besitzergreifung konnte die Tatsache nicht mehr umstoßen. Er mußte sich damit begnügen, das kleine Viktoria am Fuß des Gebirges als englisches Gebiet zu erklären. Doch auch dieses ist bald darauf in deutschen Besitz übergegangen.

Leider blieb es nicht bei dieser friedlichen Erwerbung. Die Parteinahme verschiedener Häuptlinge teils für die Deutschen, teils für die Engländer, führte dazu, daß gegen Ende des Jahres 1884 das Küstengebiet am Kamerunbecken in hellem Aufruhr stand, wodurch nicht nur der Handelsverkehr aufs neue ins Stocken geriet, sondern wobei auch ein deutscher Kaufmann von den Eingeborenen umgebracht wurde. Da erschien zur rechten Zeit am 18. Dezember der deutsche Admiral Knorr mit mehreren Kriegsschiffen, landete Truppen und schlug den Aufstand nieder. Die aufrührerische Joßstadt wurde am 20. Dezember zerstört und ebenso Bonaberi (Hickory) beschossen.

Damit war zwar das deutsche Ansehen nach allen Seiten hin hergestellt und das Hausrecht gewahrt; aber

bis die Kolonisierung Kameruns gelang und eine geordnete Verwaltung des großen Gebietes eingeführt war, gab es noch vielerlei Aufgaben zu lösen. Zunächst galt es die Grenzen mit den benachbarten Kolonialregierungen zu vereinbaren und festzustellen. Es geschah dies durch Verträge mit England vom 7. Mai 1885, 2. August 1886, 1. Juli 1890, 14. April und 15. November 1893, wodurch die Nordwestgrenze festgelegt wurde. Dasselbe geschah durch Verträge mit Frankreich vom 24. Dezember 1885 und 15. März 1894 mit Bezug auf die Süd- und Ostgrenze. Hienach erstreckt sich Kamerun mit einer Küstenlinie von rund 320 Kilometer vom Rio del Rey im Norden bis zum Kampoflusse im Süden zwischen 4° 40' und 2° 21' nördlicher Breite. Im Nordwesten und Westen an das englische Nigeria, im Osten und Süden an das französische Kongogebiet grenzend, breitet sich die Kolonie, deren Flächeninhalt (etwa 495 600 Quadratkilometer) dem Deutschlands nahezu gleichkommt, fächerförmig in das Innere aus bis etwa zum 9. Breitengrade; hier auf einen schmalen Streifen eingeengt, erweitert sie sich von neuem oberhalb des 10. Breitengrades bis zum Tsadsee im Norden und dem Schari im Osten. Die Gesamtbevölkerung wird auf etwa $3^1/_2$ Millionen geschätzt.

Mit der Festlegung der Grenzen, die im April 1908 ihren Abschluß fand, wie überhaupt mit dem Ausbau des Schutzgebiets ging zugleich dessen Erforschung und Erschließung Hand in Hand. War doch das Land zur Zeit der deutschen Besitzergreifung wenig bekannt. Nur am Kamerunbecken und am Gebirge waren die Land- und Volksverhältnisse einigermaßen erkundet, aber über das Innere herrschte noch völliges Dunkel. Dieses aufzuhellen, die Gebiete durch Militärposten zu sichern und das erkundete Territorium auf Kartenskizzen festzulegen war die Aufgabe, der sich von Anfang an eine

Reihe von Offizieren und Beamten mit allem Eifer unterzog. Unterstützt von der deutschen Reichsregierung drangen 1887 Kund und Tappenbeck ostwärts vor und legten 1888 zwischen dem oberen Njong und dem Sanaga eine Station an; ebenso zog Zintgraff mit Zeuner Ende 1887 nordwärts, gründete am Elefantensee die Barombistation, Ende 1888 Baliburg und durchzog das Land der Bali und Bafut bis zum Benue, den er im Juni 1889 erreichte. Baliburg mußte indes als vorgeschobener Posten 1893 wieder aufgegeben werden. Inzwischen war Morgan von Kribi aus nach Jaunde und Ngila marschiert und von dort über den Mbam längs des Sanaga zurückgekehrt, hatte dann 1890 das südliche Adamaua durchzogen und 1891 ebenfalls den Benue erreicht. Auf diese Weise wurden die Schranken des Zwischenhandels, die die Händler an der Küste aufgerichtet hatten, mehr und mehr durchbrochen. Dagegen nahm die Expedition, die Hauptmann v. Gravenreuth 1891 nach der Unterwerfung der aufständischen Abo zur Bestrafung der Bakwiri auf das Kamerungebirge unternahm, einen unglücklichen Verlauf. Ihr Führer, v. Gravenreuth, verlor bei Buea am 5. November 1891 sein Leben, und die Expedition selbst erreichte nur mit knapper Not die Küste. Erst 1895 wurden die Bakwiri endgültig unterworfen. Auch gegen die Bakoko am Kwakwa, und die Mabea, östlich von Groß-Batanga, mußte militärisch eingeschritten werden, um sie zur Einstellung ihrer Feindseligkeiten gegen die Handelskarawanen zu zwingen. Von Bedeutung für die Sicherung des deutschen Einflusses im Hinterland war der Vertrag, den v. Stetten 1893 mit dem Sultan von Adamaua abschloß und wonach den Deutschen das alleinige Recht zugestanden wurde, Stationen im Gebiet des Sultanats zu errichten. Sodann wurde 1893/94 von Garua aus auch das obere Benue-Gebiet für Deutschland gesichert.

Auch im letzten Jahrzehnt ist das Schutzgebiet von manchen Expeditionen durchzogen und der eine und andere widerspenstige Stamm zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit genötigt worden. Dabei hat es natürlich auch nicht an Opfern gefehlt; eine Reihe von Offizieren und Beamten haben bei der Erforschung und Pazifizierung des Landes teils durch das Klima, teils durch die Eingeborenen ihr Leben eingebüßt. Selbst an Aufständen im Küstengebiet hat es nicht gefehlt.

So erhoben sich im Dezember 1893 die als Polizeisoldaten angeworbenen Dahomeleute aus Erbitterung über die ihren Weibern vom Kanzler Leist zuteil gewordene Behandlung; das Regierungsgebäude wurde dabei geplündert und verwüstet. Der Aufstand, an dem sich glücklicherweise die Eingeborenen des Schutzgebietes nicht beteiligten, wurde aber rasch nach erbittertem Kampf von der Mannschaft des Kreuzers Hyäne am 21. Dezember unterdrückt. Seitdem ist die Ruhe bewahrt geblieben, wenn man von den Expeditionskämpfen im Innern absieht, und die Kolonie hat sich unter der kraftvollen Verwaltung der Deutschen in friedlicher Weise entwickeln können.

Hatte man bei der Besitzergreifung Kameruns zunächst nur daran gedacht, das Land unter deutsche Oberhoheit zu stellen und die Verwaltung den ansässigen Handelshäusern zu überlassen, so erkannte man doch bald, daß eine Kolonie nicht nur ein bloßes Handelsgebiet sein und bleiben dürfe. Die damit gegebenen kolonialwirtschaftlichen Aufgaben erforderten eine staatliche Verwaltung mit einem regelrechten Regierungsapparat, der in seiner Verantwortlichkeit der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin unterstellt werden sollte. An die Spitze dieser Verwaltung trat als erster Gouverneur der Kolonie Freiherr Julius v. Soden (1885—1890), dem das Verdienst gebührt, daß

er den Grund zur weiteren Entwicklung gelegt hat. Unter ihm wurden auch die nötigen Bauten aufgeführt, u. a. das prächtige Regierungsgebäude auf der Joßplatte, Wege gebaut, Pflanzungen angelegt und eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege eingeführt. Sitz der Regierung wurde Duala, bis derselbe 1901 nach dem gesunderen Buea am Südostabhange des Kamerungebirges verlegt wurde.

Dem Gouverneur zur Seite steht ein Stab von Beamten, dem die 4 Bezirksämter Duala, Edea, Viktoria und Kribi, dazu 17 Verwaltungsbezirke (darunter die neuerdings eingerichteten Residenturen Dikoa, Garua und Kusseri) unterstellt sind. Die Rechtspflege besorgt ein deutscher Richter mit dem Beistand angesehener Häuptlinge. Als militärische Macht dient eine ca. 1300 Mann starke Schutztruppe von Farbigen, die von deutschen Offizieren und Unteroffizieren kommandiert wird.

Die kraftvolle Verwaltung der deutschen Kolonialregierung ließ bald erkennen, daß für Kamerun eine neue Zeit angebrochen sei. Den ehemaligen gesetzlosen Zuständen wurde gesteuert; den unaufhörlichen Feindseligkeiten zwischen den Stämmen des Küstengebiets ward ein Ende bereitet. Den gröbsten Auswüchsen des Heidentums, sofern sie Verbrechen gegen das Menschenleben und Beschränkung der persönlichen Freiheit zur Folge hatten und somit gegen die Gesetze der Kolonie verstießen, wurde energisch entgegengetreten. Recht und Gerechtigkeit in Handel und Wandel, Sicherheit und Schutz der Person und des Eigentums machte sich im Lande, soweit zunächst der Arm der Regierung reichte, allenthalben geltend. Den sozialen Schäden des Volkes, wie z. B. dem Pfandwesen und der Sklaverei, schenkte man seine Aufmerksamkeit und suchte sie zu verbannen. Den wohltätigen Gesetzen und Ordnungen folgten segensreiche Einrichtungen, wie die Errichtung eines

Krankenhauses und mehrerer Regierungsschulen. Ersteres steht unter der Leitung eines Regierungsarztes und nimmt europäische wie eingeborene Patienten auf. Die Pflege aber wird „vom Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien" geleistet, von „Schwestern des roten Kreuzes". Die Regierungsschulen sind zwar als rein weltliche Institute anzusehen, die zunächst die Kenntnis der deutschen Sprache den Eingeborenen vermitteln und Hilfskräfte für den Regierungsdienst liefern sollen, aber als Kulturfaktor kommt ihnen immerhin eine Bedeutung zu, wenn auch die Missionsschulen mit ihrer religiösen und ethischen Grundlage höher einzuschätzen sind.

Natürlich erstreckt sich die Neugestaltung der Verhältnisse vorderhand hauptsächlich auf das Küstengebiet, wo die Regierung ihren Sitz und der Handel seinen Stützpunkt hat. Hier allein ist es möglich, alle Zweige der Verwaltung zu pflegen und die Gesetze der Kolonie durchzuführen. Für die weiten Gebiete des Hinterlandes mit ihren zahllosen Volksstämmen reicht der heutige Verwaltungsapparat noch nicht aus und man muß froh sein, wenn dieselben durch die zerstreuten Militärposten im Schach gehalten, der Friede gewahrt und die Wege offen gehalten werden können.

„Unter den europäischen Siedelungen sind Duala, wie der Hauptort Kameruns auf Verfügung der Regierung seit 1901 heißt, und Viktoria die bedeutendsten. An der Mündung des Wuri gelegen, ist Duala heute ein stattlicher Ort. Längs des linken Flußufers ziehen sich die Gebäude der deutschen und englischen Faktoreien hin. Eine einfache Kaianlage schützt sie. Neben der breiten Landungsbrücke erhebt sich die Maschinenwerkstätte, auf deren Slip kleine Dampfer repariert werden können, dahinter auf einer kleiner Anhöhe das

Zoll- und Poſtgebäude, die Peter-Paulskirche der Pallotinermiſſion und das Regierungsſchulhaus. Noch weiter zurück liegen die verſchiedenen, die Stadt bildenden Ortſchaften der Eingeborenen: Joß-, Bell-, Akwadorf ꝛc. mit den Gebäuden der Basler Miſſion und den oft recht ſtattlichen, ſteinernen Häuſern der reichen Häuptlinge, das alles von breiten, regelmäßigen Straßen durchſchnitten. Ueber dem Ganzen aber thronen auf der es beherrſchenden Joßplatte in herrlichem Park die ſtolzen Regierungsgebäude: das alte Gouvernement, das Amts- oder Palawerhaus, die Kaſernen für die Schutz- und Polizeitruppe, das Krankenhaus“ ꝛc. (A. Heilborn, die deutſchen Kolonien, S. 64.)

Von dem an der ſchönen Ambasbucht gelegenen Viktoria aus führt ein breiter Fahrweg, zum Teil durch Schmalſpurbahn erſetzt, aufwärts zu dem am Südoſtabhange des Gebirges gegen 1000 Meter hoch gelegenen Buea, dem jetzigen Sitz des Gouverneurs. Der Erſchließung der Kolonie ſoll die von Bonaberi ausgehende und vorderhand bis ans Manengubagebirge geplante Eiſenbahnlinie dienen, die bereits im Bau begriffen iſt und ſpäter bis zum Tſadſee fortgeſetzt werden ſoll. Mehrere Poſtſtationen beſitzen Telegraphen- und Telephonanlage, während die Verbindung mit dem Mutterlande durch einen regelmäßigen Schiffsverkehr der Woermannlinie hergeſtellt wird. Die Fahrt von Hamburg bis nach Duala erfordert 24 Tage.

Der deutſchen Beſitzergreifung folgte auch ein größerer Zuwachs an weißer Bevölkerung. Zu den bisherigen Miſſionaren und Kaufleuten kamen Kolonialbeamten der verſchiedenſten Kategorien für die mannigfachen Zweige der Verwaltung, ferner Militärperſonen und Pflanzer. Und dieſe Zahl der Europäer iſt mit der zunehmenden Entwicklung der Kolonie mit jedem Jahre

stetig gewachsen. Das amtliche Weißbuch vom Jahr 1907 stellt die Gesamtzahl der am 1. Januar 1907 im Schutzgebiet lebenden Weißen auf 1010 fest. Von diesen waren 134 Regierungsbeamte, 91 Schutztruppenangehörige, 91 Missionare, 86 Ansiedler und Pflanzer, 347 Kaufleute und Frachtfahrer, 36 Handwerker, 4 Aerzte u. a.

Im Blick auf eine so große weiße Bevölkerung, die abgesehen von den Missionaren, für den Regierungsdienst, den Handel und zum Zweck der wirtschaftlichen Erschließung des Landes sich auf längere oder kürzere Zeit in der Kolonie aufhält, ist natürlich der Wunsch berechtigt, daß dieselbe dem Lande und seinem Volke zum Segen und wahrer Wohlfahrt gereichen möchte. Denn es ist klar, daß mit der Zivilisation und Kultur, die durch sie ins Land hereinströmt, dem Volke noch nicht geholfen ist. Ebenso wenig genügen deutsche Gesetze und die hinter ihnen stehende Kolonialmacht, um wesentlich bessere Zustände im heidnischen Lande herbeizuführen. Der Eingeborene aber hat ein Recht darauf, daß man ihm, dem man sich ins Haus gesetzt und seine eigensten Angelegenheiten aus der Hand genommen hat, auch in väterlicher Weise begegnet und ihm eine Erziehung zum Guten angedeihen läßt. Dieses liegt auch im Bestreben der deutschen Kolonialregierung, und sie verurteilt mit Recht jedes inhumane und anstößige Auftreten ihrer Beamten; und auch die rechtlich denkenden Elemente des deutschen Volkes erheben gerechten Protest gegen unwürdige Vertreter der kolonialen Sache. Daß dies der Fall ist und die Zeit hinter uns liegt, in der man die Ziele und den Zweck unserer Kolonien nur in der Ausbeutung und Unterdrückung der Eingeborenen zu suchen meinte, das ist als ein anerkennenswerter Fortschritt der neuesten Kolonialgeschichte zu verzeichnen. Zu dieser Erkenntnis sind aber manche Kreise erst durch die in den letzten Jahren in den Kolonien sich abspielenden traurigen

Vorkommnisse gekommen. Man hat einsehen gelernt, daß der Eingeborene das wertvollste Gut der Kolonie ist, das man hegen und pflegen muß, wenn anders eine Kolonie überhaupt von Wert sein soll. Es wäre deshalb zu wünschen, daß künftighin alle maßgebenden Stellen in der Verwaltung nur solchen Händen übergeben würden, die nicht nur alles Anstößige meiden, sondern auch als Vorbilder christlicher Gesittung für weiß und schwarz dastehen.

4. Kamerun als koloniales Wirtschaftsgebiet.

Der deutschen Besitzergreifung und der damit verbundenen geordneten Verwaltung des Landes verdankt Kamerun auch seinen wirtschaftlichen Aufschwung, der von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunimmt, je mehr die einzelnen Gebiete erschlossen, auf ihre Kulturfähigkeit geprüft und ausgenützt werden. Diese Ausbeutung geschieht zunächst durch den Handel und durch den Plantagenbau. Beide, obschon zurzeit private Unternehmungen, sind die eigentlichen Träger und Stützen der Kolonie, sofern es von ihnen abhängt, inwieweit sich die Kolonie rentabel erweist oder doch als Einfuhr- und Ausfuhrgebiet dem Mutterlande von Nutzen ist. Denn nur von diesem Gesichtspunkt aus und nicht, daß man in erster Linie die soziale und sittliche Hebung der Eingeborenen im Auge gehabt hätte, ist der Kolonialgedanke zur Tat geworden. Nur nach diesem Ergebnis der Wirtschaftspolitik wird auch im allgemeinen in den heimatlichen Kreisen der Wert oder Unwert einer Kolonie taxiert.

Wie wir schon eingangs darauf hingewiesen haben, ist der Handel in Kamerun weit älter als die deutsche Schutzherrschaft. Er besteht seit alters sowohl als Binnenhandel zwischen den einheimischen Völkerschaften wie auch als Küstenhandel zwischen Weißen und Schwarzen

seit Jahrhunderten. Letzterer begann mit dem ersten Erscheinen der Europäer an der Küste (Ende des 15. Jahrhunderts) und bestand bis ins 19. Jahrhundert herein bekanntlich in der Ausfuhr von Sklaven, die gegen europäische Waren, hauptsächlich gegen Branntwein, Feuerwaffen und geringen Tand eingetauscht wurden. Nach der Aufhebung und Unterdrückung dieses schmachvollen Menschenhandels mußten natürlich die Kaufleute andern Ausfuhrartikeln ihre Aufmerksamkeit zuwenden. So wurden Elfenbein und die verschiedenartigsten Bodenerzeugnisse die Tauschobjekte der Ausfuhr. Die veränderte Ware hatte aber auch zugleich eine Umgestaltung des ganzen Handelsbetriebs zur Folge. Es entstanden Ansiedelungen an der Küste, deren Vorläufer die schon erwähnten Hulke waren. Von diesen Zentralen des Handelsverkehrs aus sind dann mit der zunehmenden Erschließung und Sicherung des Landes kleinere Zweigfaktoreien ins Innere vorgeschoben worden, die zugleich dem Zweck dienen, immer mehr den hemmenden Zwischenhandel zu beseitigen und einen direkten Handelsverkehr anzubahnen.

Wie vor alters, so ist heute noch der Handel in Kamerun größtenteils Tauschhandel, wenn auch nicht mehr in seiner einfachen, ursprünglichen Form; denn es haben sich nach und nach bestimmte Wertmaße herausgebildet, wie bei uns das Geld; nur sind es die einzelnen Waren, die diese Maße abgeben. Doch bemüht sich die deutsche Kolonialregierung, an ihrer Stelle der deutschen Münzwährung Eingang zu verschaffen.

Gar mannigfacher Art sind die Tauschwaren, die von Europa aus in Kamerun eingeführt und durch die Faktoreien in Umsatz gebracht werden. Sie bestehen in dem bunten Vielerlei, womit eben ein kulturarmes Land mit den Artikeln versehen wird, die das einheimische Gewerbe nicht produziert und die also bis auf weiteres nur

die europäische Industrie liefern kann. Zu den gangbarsten Artikeln gehören u. a. Baumwollstoffe, Feuersteingewehre, Pulver und Blei, Eisen- und Messingwaren, Tabak und Salz, Geschirre, Glasperlen, Korallen und vor allem leider — der Schnaps. Seine massenhafte Einfuhr ist ein schreiendes Unrecht gegenüber der afrikanischen Bevölkerung und das umsomehr, als dadurch unzählige Völkerstämme — nicht bloß an der Küste, sondern auch landeinwärts — mit dem Feuerwasser in Berührung kommen und in jeder Beziehung geschädigt werden. Weit entfernt davon, ein Kulturfaktor zu sein, ist der Schnaps geradezu ein Kulturschädling, wie er nicht unheilvoller gedacht werden kann. Selbst ein Hauptmann Hutter, der gewiß nicht auf dem Standpunkt eines Missionars steht, urteilt von ihm (Das überseeische Deutschland, Kamerun, S. 155): „Von der Küste sickert dieses entnervende Gift tief hinein bis zu den Binnenstämmen. Gegen diesen Fluch der Zivilisation, womit wir die Neger vertieren, sollte gepredigt, aber auch eingeschritten werden, weit mehr als gegen das Sklavenhalten. Weniger verhängnisvoll für die schwarze Rasse ist letzteres als dieses Laster, das wir, die Weißen, sie lehren!" Wie bedeutend die jährliche Einfuhr dieses Giftes ist, ersieht man aus dem Jahresbericht der deutschen Schutzgebiete. Hienach belief sich dieselbe im Jahr 1906 auf nahezu 400 000 Liter Branntwein aller Art im Wert von fast 600 000 Mark. Die Gesamteinfuhr aller Handelsartikel repräsentierte einen Wert von rund 13 Millionen Mark.

Als Landeserzeugnisse, die für die eingeführten Waren eingetauscht und ausgeführt werden, sind in erster Linie zu nennen: Palmöl, Palmkerne, Gummi und Elfenbein, in zweiter Linie: Nutzhölzer (Ebenholz und Rotholz), Erdnüsse, Kolanüsse, Kopal und Kakao. Der Wert der Gesamtausfuhr im Jahr 1906 be-

trug nahezu 10 Millionen Mark. Dieser Handel liegt in den Händen von 14 deutschen und 7 englischen Firmen, während im Jahre der Besitzergreifung nur zwei deutsche (und sieben englische) Handelshäuser im Schutzgebiet tätig waren. Den Handelsverkehr zwischen Europa und Kamerun vermitteln eine deutsche und zwei englische Dampferlinien.

Neben dem Handel hat sich ein bedeutender Plantagenbau im Lande entwickelt, namentlich auf den Abhängen des Kamerungebirges. Einerseits regte der fruchtbare Boden zu diesen landwirtschaftlichen Unternehmungen an, und anderseits mußte man daran denken, die im Boden schlummernden Hilfskräfte durch eine wirtschaftliche Weiterentwicklung für die Zukunft verwertbar zu machen; denn bei der bisherigen Ausbeutung der Landesprodukte, die nichts anderes als ein Raubbau war, war ein allmähliches Versiegen der bisher vorhandenen Quellen für die Ausfuhr vorauszusehen. Angesichts einer lohnenden Ausbeute des fruchtbaren Bodens wandten deshalb zahlreiche kapitalkräftige Gesellschaften sich der aussichtsreichen Kultur des Kaffeebaumes und der Kautschuk liefernden Kickxia afrikana zu. Damit ward aber ein Großbetrieb ins Leben gerufen, der, wie die Folgezeit gelehrt hat, nicht zur Förderung der Kolonie diente; denn es wurden damit der Landspekulation die Wege gebahnt, die am Kamerungebirge die jahrelang schwebende Landfrage hervorrief und wodurch die Eingeborenen in ihrer Existenz ernstlich bedroht wurden. Während es im Interesse der wirtschaftlichen Hebung der Kolonie gelegen hätte, die Eingeborenen selbst zum Betrieb der Bodenkultur anzuregen, wie dies von der englischen Kolonialregierung auf der Goldküste und der deutschen in Togo geschehen ist, erteilte statt dessen die Regierung in Kamerun den Pflanzungsgesellschaften für deren Betrieb Konzessionen

auf ausgedehnte Ländereien, ohne daß zuvor das Land, das, soweit es als herrenlos galt, durch Allerhöchste Verordnung vom Juni 1896 als Kronland erklärt worden war, nur auch vermessen worden wäre. Dies geschah erst hinterher. Zwar war für die Eingeborenen auf der südöstlichen Abdachung des Kamerungebirges — für das bisher unabhängige Jäger- und Hirtenvolk der Bakwiri — von der Regierung deren bewohntes und bebautes Land als unveräußerliches, unantastbares Eigentum vorgesehen; nur wurde die bisher zerstreut wohnende Bevölkerung in ihrem eigenen Interesse angewiesen, ihre Wohnstätten zusammenzulegen, sodaß sie fortan an bestimmten Reservaten zu leben hätte. Aber das war trotz dem klaren Wortlaut der Verfügung nicht so leicht ausgeführt. Im Gegenteil; das persönliche und geschäftliche Interesse der dabei beteiligten Parteien ließ es vorerst nicht zu einer billigen und gerechten Ausführung der Sache kommen, und die Lösung der schwierigen Landfrage hat nicht nur verwickelte und unliebsame Verhandlungen hervorgerufen, sondern auch mehrere Jahre bis zu ihrer endgültigen Regelung erfordert. Denn während einerseits die Pflanzungsgesellschaften auf die Erwerbung eines möglichst großen Areals bedacht waren, entstand anderseits die Gefahr, daß den Eingeborenen nicht nur zu wenig Landfläche, sondern auch solcher Grund und Boden zugewiesen wurde, der nicht anbaufähig oder doch nicht genügend ertragsfähig war. Dadurch wäre aber die wirtschaftliche Zukunft, ja die Existenz der Bakwiri vernichtet gewesen, und sie wären notgedrungen als unfreie Arbeiter in ein Hörigkeitsverhältnis der Pflanzer geraten.

Die eingeborene Bevölkerung sah sich denn auch durch die Art und Weise, wie die Landfrage in ihrem ersten Stadium in Angriff genommen wurde, in ihren Rechten verkürzt. Die Folge davon war eine so tiefe

Erbitterung der freiheitsliebenden Bakwiri, daß die Missionare, die ihr Volk kannten, mit Recht eine aufständische Erhebung fürchteten, wie sie seinerzeit in Südwestafrika zum blutigen Ausbruch gekommen ist. Sie hielten es deshalb für ihre Pflicht und ihr Recht, sowohl im Interesse der Kolonialregierung wie in dem der eingeborenen Bevölkerung an geeigneter Stelle Vorstellungen zu machen. Diesen wurde auch soweit Gehör geschenkt, daß die heimatliche Behörde in Berlin aufs neue das Eigentumsrecht der Eingeborenen zu wahren gebot. Zu gleicher Zeit wurde auf Veranlassung des Kolonialamts Anfang 1902 eine sogenannte Landkommission eingesetzt, deren Aufgabe es sein sollte, die endgültige Zuteilung des für die Eingeborenen nötigen Landes vorzunehmen. In dieser Kommission hatte die Mission, die man mit dem Amte eines Pflegers der Eingeborenen betraute, zunächst eine beratende, später auch eine beschließende Stimme. Die Wirksamkeit dieser Landkommission war zwar von Anfang an keineswegs leicht, da ihre Arbeit nach mancher Seite hin durch die Verhältnisse erschwert wurde, aber bei dem freundlichen und gerechten Entgegenkommen der heimatlichen Behörde wurde die leidige Angelegenheit doch schließlich in befriedigender Weise geregelt und den Eingeborenen der für ihre Existenz erforderliche Grund und Boden zuerteilt. Und nicht nur das. Es wurde auch durch besondere Verordnungen Sorge getragen, daß bei etwaiger künftiger Veräußerung von Kronland schon vor dem Verkauf des Landes die Bedürfnisse und Rechte der Eingeborenen in gebührender Weise berücksichtigt und gesichert werden.

Man ist aber auch noch weiter gegangen, um den wirtschaftlichen Betrieb der Kolonie in gesunde Bahnen zu lenken. Man hat sein Augenmerk darauf gerichtet, die eingeborene Bevölkerung selbst zur rationellen Be-

wirtschaftung des Landes anzuleiten. Es soll dies zunächst geschehen durch Anstellung besonderer wirtschaftlicher Wanderlehrer, wodurch die Erziehung des Volkes zu freier Arbeit auf eigenem Grund und Boden, also die Heranbildung eines tüchtigen einheimischen Bauernstandes erzielt werden soll. Diese Aufgabe hat umsomehr Aussicht auf Erfolg, als manche Stämme des Inlandes ohnedies schon Ackerbau treiben und nur für den Anbau solcher Landeserzeugnisse, wie sie für die Ausfuhr in Betracht kommen, interessiert werden müssen. Es handelt sich hiebei, abgesehen von den einheimischen Feldfrüchten, hauptsächlich um den Anbau von Baumwolle, Gummi, Kakao, Kola, Mais und dgl. mehr.

Der kulturelle Wert, den ein allgemeiner Wirtschaftsbetrieb der Eingeborenen gegenüber dem der konzessionierten Plantagengesellschaften für die Kolonie hat, liegt auf der Hand. Nicht als gedungener Arbeiter, der zudem vom Eingeborenen nur als Sklave klassifiziert wird, hat der Neger ein Interesse am Landbau, wie an der Arbeit überhaupt, sondern als Bewirtschafter seiner eigenen Scholle. Wohl schilt man ihn faul und träge, aber die Erfahrung in andern Kolonien hat gelehrt, daß bei richtiger Anleitung und nach erlangter Erkenntnis des materiellen Nutzens, den er aus seiner Arbeit zieht, auch der Schwarze die Arbeit nicht scheut und sie mit Eifer verrichtet. Die Unmengen von Rohprodukten, die längs der Westküste in den Handel kommen und von Ozeandampfern Woche um Woche nach Europa ausgeführt werden, die Unzahl von Handelshäusern, deren Geschäfte im Aus- und Eintausch der Waren bestehen, sind doch wahrlich ein beredtes Zeugnis von der Leistungsfähigkeit der Neger auf dem Gebiet der Landeskultur. Das muß jeder unbefangene Kenner der westafrikanischen Verhältnisse anerkennen. Er wird aber auch zugeben müssen, daß der ausschließliche Wirtschafts-

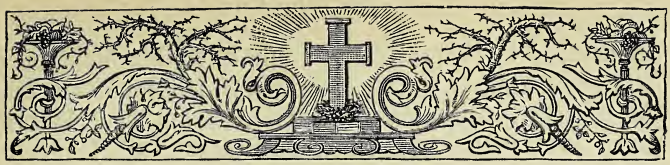
Kameruner Volkstypen vor dem Missionsladen.

betrieb von großen Landgesellschaften im Gegensatz zum Landbau der angesessenen Eingeborenen, sofern dieser in regelrechte Bahnen geleitet und möglichst gehoben wird, nicht immer zur Hebung einer Kolonie und deren Bevölkerung dient. Denn es ist ja wohl verständlich, daß die mit großem Betriebskapital arbeitenden Konzessionsgesellschaften vor allem auf ihre Kosten zu kommen suchen und somit ihr eigenes Interesse im Auge behalten müssen. Zum Betrieb ihrer Pflanzungen aber sind sie genötigt, Arbeitermassen heranzuziehen, die sich gewöhnlich nicht an Ort und Stelle beschaffen lassen, sondern die aus fremden Landesteilen, ja selbst von entfernten Küstengebieten bezogen werden müssen. Daß einem solchen fremden Arbeiterelement die Pflanzung nicht zur Heimstätte wird, sondern daß es nach abgelaufenem Kontrakt mit dem Erwerb seiner Arbeit wieder von dannen zieht und andern Arbeitern Platz macht, ist erklärlich, aber kein Vorteil für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie. Im Zusammenhang damit ist auch eine Einwirkung auf die ab- und zugehende, stets wechselnde Arbeiterbevölkerung nicht möglich, und der Eingeborene gilt nur als Arbeitskraft. Immerhin bleibt in einem Lande wie Kamerun mit seinen großen, unbebauten Strichen noch Raum genug für Plantagenbau im größeren Umfang. Nur sollte dadurch nicht dem eingesessenen Eingeborenen seine Scholle entzogen werden.

Übrigens werden die wirtschaftlichen Verhältnisse in Kamerun voraussichtlich schon in nächster Zeit einen mächtigen Aufschwung nehmen; denn es wird nicht mehr allzulange währen, so wird die im Bau begriffene Eisenbahn zum Tsadsee die weiten Gebiete des Landes mit der Küste verbinden. Und bei der einen Bahnlinie wird es nicht bleiben. Dadurch wird die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie in ein ganz neues Stadium

treten. Das moderne Verkehrsmittel, das Kamerun bis jetzt nicht kannte, wird nicht nur dem Handel neue Quellen und Absatzgebiete erschließen, es werden auch weite Strecken kulturfähigen Landes, die der öde Urwald heute bedeckt oder die im Steppenland brach liegen, in Anbau genommen werden. Die Pflanzungen der deutschen Gesellschaften werden sich vielleicht über Tausende von Hektaren erstrecken; dazwischen wird man in wachsender Zahl die kleinen Pflanzungen der Eingeborenen entstehen sehen, wenn man ihnen, wie wir hoffen dürfen, das nötige Land hiezu läßt. Der bisherige schwerfällige und kostspielige Transport der inländischen Produkte wie der ausländischen Waren wird dann nicht mehr auf dem Kopfe von Trägerkarawanen stattfinden, sondern der Beförderung durch daherrollende Güterwagen weichen müssen. Das alles wird auch auf die ganze Lebenshaltung der Eingeborenen, soweit sie von diesem Umschwung der Verkehrsverhältnisse berührt werden, einen weitgreifenden Einfluß ausüben. Gott gebe, daß die heilsamen Mächte dabei vorherrschen!

Auch für die im Lande ansässige Mission ist die Land- und Wirtschaftsfrage im Blick auf das äußere Leben und Fortkommen ihrer Christen und für den gedeihlichen Stand der Gemeinden von großer Wichtigkeit; denn nur dadurch, daß die Christen an die Landwirtschaft auf eigener Scholle gewöhnt werden und in ihr eine Quelle des Wohlstandes kennen lernen, wird auch ihr äußeres Leben ein geordnetes und zielbewußtes. Und wenn die Sage der Völker Götter auf die Erde herabsteigen läßt, um den Menschen das Säen der Gräser, die Kultur der Rebe oder der Olive zu lehren, so liegt dem die Ahnung zugrunde, daß die Menschheit der Kultur der Pflanzen Heimat und Vaterland, Ordnung und Frieden, ja die Anfänge aller menschlichen Bildung verdankt.



5. Kamerun als Missionsfeld im Zusammenhang mit der Kolonialbewegung.

Daß wir heute die Basler Mission und nicht die von Alfred Saker begründete englisch-baptistische Mission im Kamerungebiet finden, ist nächst Gottes Fügung der deutschen Kolonialbewegung zuzuschreiben. Die Nachricht von der Besitzergreifung jenes Gebiets im Sommer 1884 machte damals großes Aufsehen in ganz Deutschland. Der Name Kamerun, bisher wenig gekannt und genannt, war bald in aller Munde. In der Presse ließen sich die verschiedensten Stimmen hören, wie man ein solches Schutzgebiet am besten nutzbar zu machen habe. Dabei erinnerte man sich plötzlich auch der Mission und begann auf ihre Bedeutung für die Zivilisation wilder Völkerschaften hinzuweisen. Selbst Kreise, die bisher gering oder verächtlich von der Tätigkeit und dem Erfolg der Missionare geurteilt hatten, gestanden ihrem Wirken vom nationalen Standpunkt aus einigen Wert zu. Man ließ die Mission als patriotisches Werk gelten. Ja, „in der ersten Sturm- und Drangperiode der deutschen Kolonialära gingen fanatische Kolonialvertreter, denen jedes Missionsverständnis fehlte und die an der Mission kein anderes Interesse hatten, als ein national- und wirtschaftlich-egoistisches, soweit, daß sie verlangten,

der deutsche Protestantismus müsse alle seine bisherigen Missionen aufgeben und seine ganze Missionskraft auf die deutschen Kolonien konzentrieren, um dem Vaterlande zu dienen." Dieselben politischen Gesichtspunkte, die dem wahren Charakter der missionarischen Wirksamkeit fern lagen, waren es auch, die manche davon reden ließen, daß alle nichtdeutschen Missionare aus den nun deutsch gewordenen Gebieten auszuweisen seien. Aber auch manche missionsfreundliche Kreise verloren die Besinnung und hielten es im Übereifer für geboten, neue Missionsgesellschaften eigens für die deutschen Schutzgebiete ins Leben zu rufen.

Angesichts dieser Bewegung, die vielfach unklare Ziele verfolgte und deren Wellenkreise bis hinein in die Missionsvereine und Vorstandssitzungen der Missionsgesellschaften schlugen, mußte die Mission sorgsam darauf achten, daß ihr nicht das Ziel verrückt wurde. Aber gleichgültig konnten die Missionskreise den Kolonialerwerbungen gegenüber doch nicht bleiben. Waren doch dadurch neue Türen aufgetan, die zugleich neue Missionsverpflichtungen mit sich brachten. Um aber die Stellung der Mission zur deutschen Kolonialbewegung möglichst zu klären, traten vom 27. bis 29. Oktober 1885 die Vertreter der deutschen Missionen zu einer außerordentlichen Konferenz in Bremen zusammen, auf der auch das Auswärtige Amt durch einen Delegierten vertreten war.

In dieser denkwürdigen Konferenz wurden nicht nur die Schwierigkeiten ins Auge gefaßt, die jetzt der Mission aus der gegebenen Sachlage erwuchsen, sondern auch die neuen Aufgaben erwogen, welche die durch die Kolonialerwerbungen entstandene nationale Bewegung der deutschen Mission stellte. Zugleich betonte man aber auch mit allem Nachdruck den internationalen Charakter der Mission, da er vor allem ein religiöser sei. Als Auf-

gabe erkannte man mit Freuden an, daß in der Erwerbung deutscher Kolonialgebiete mit Millionen von Heiden neue offene Türen für die deutsche Mission gegeben seien, weshalb es allen deutschen Christen als heilige Pflicht ans Herz gelegt werden sollte, tatkräftig mitzuhelfen, daß Missionare zu denselben gesandt würden. Im Blick auf den zweiten Punkt wurde darauf hingewiesen, daß darüber die Missionsarbeit, die bereits durch deutsche Gesellschaften an verschiedenen Orten der Erde angefangen und bisher fortgeführt worden sei, nicht eingeschränkt oder nur auf ihrem jetzigen Bestand erhalten, sondern mit aller Kraft weiter gepflegt und entwickelt werden sollte.

Bei dieser Gelegenheit wurde zugleich von der Konferenz der Wunsch ausgesprochen, daß das Kamerungebiet, das damals im Vordergrund stand, recht bald von einer deutschen Missionsgesellschaft besetzt werden möchte. Dieser Wunsch war umso dringender, als die englisch-baptistische Missionsgesellschaft zu London, die, wie wir gesehen haben, seit 1845 dort arbeitete, den Entschluß gefaßt hatte, ihre Arbeit in die Hände einer deutschen Gesellschaft zu legen. Zudem war bereits von einer römischen Mission der Versuch gemacht worden, sich in Kamerun festzusetzen.

Daß die englischen Baptisten ihr langjähriges Arbeitsfeld aufzugeben gedachten, hatte indes nicht darin seinen Grund, daß die deutsche Regierung etwa ihren Abzug gewünscht hätte; im Gegenteil: der Delegierte des Auswärtigen Amtes erklärte auf der Bremer Konferenz ausdrücklich, daß die Reichsregierung die englischen Missionare durchaus nicht aus den deutschen Kolonien verdrängen wolle, ja das Verbleiben der englischen Baptisten in Kamerun recht gern sehe. Aber die Baptisten selbst legten den politischen Veränderungen soviel Gewicht bei, daß ihnen ein Rückzug erwünscht schien.

Bei der Frage nun, wer in ihre Arbeit eintreten sollte, richteten sich die Blicke der Konferenzmitglieder einmütig auf Basel als auf die Gesellschaft, die auf dem Gebiet der westafrikanischen Missionsarbeit besonders erfahren sei. Den Vertretern der Basler Mission kam dieses Angebot nicht überraschend. Schon einige Wochen vorher war dem Missionskomitee in Basel von einer Seite her die Aufforderung zugegangen, die Übernahme der Kamerunmission in Erwägung zu ziehen. Demgemäß war auch von ihm die Angelegenheit bereits in einer Sitzung vom 30. September in Beratung gezogen worden. Man glaubte aber damals, die Sache von sich weisen zu können; und auch jetzt, als die Bremer Konferenz dazu aufforderte, konnten die Vertreter der Basler Missionsgesellschaft keine bestimmte Zusage geben. Doch ging man in Basel soweit auf die Bitten der Konferenz ein, daß man eine Untersuchungskommission, bestehend aus zwei älteren Missionaren von der Goldküste, denen sich ein Missionar der Norddeutschen Mission an der Sklavenküste anschloß, nach Kamerun entsandte, um die dortigen Verhältnisse näher kennen zu lernen.

Diese Kommission brach in den ersten Januartagen des Jahres 1886 nach Kamerun auf; im März lief ihr Bericht in Basel ein. Er lautete im ganzen günstiger als man erwartet hatte; gleichzeitig mehrten sich die Stimmen, die es Basel zur Pflicht machten, Hand ans Werk zu legen, zumal es sich immer klarer herausstellte, daß kaum eine andere deutsche Gesellschaft geneigt oder in der Lage wäre, in die Lücke zu treten. Dazu kam noch die Befürchtung, daß durch die Weigerung der evangelischen Mission die Besetzung des Missionsgebiets schließlich der katholischen Mission überlassen bleiben würde. Das alles bewirkte eine Umstimmung des Basler Missionskomitees. Doch beschloß es zunächst, sich zu vergewissern, ob sich die

Baptisten unter keinen Umständen im Kamerungebiet halten lassen wollten, und welches ihre Gründe seien. In einem Schreiben vom 18. März 1886 wurden ihnen daher die zwei Fragen vorgelegt: 1. Sind Sie wirklich entschlossen, die Kamerunmission unter allen Umständen aufzugeben? 2. Wenn das der Fall ist: welches sind Ihre Gründe?

Die Antwort vom 24. März lautete dahin, daß die baptistische Missionsgesellschaft ihre in Kamerun gesammelten Gemeinden nicht im Stich lassen werde, wenn sich keine deutsche evangelische Mission finde, der sie die Arbeit ruhig übergeben könne. Allein zweierlei Gründe bestimmten sie, daran zu denken, die Arbeit womöglich abzugeben; erstens die veränderten politischen Verhältnisse, und zweitens die großen Anforderungen, welche die 1878 begonnene Kongomission an sie stelle, wodurch ihre Kräfte aufs äußerste angespannt seien. Es wurde auch darauf hingewiesen, daß nach sorgfältiger Erwägung der veränderten Sachlage in Kamerun aller Wahrscheinlichkeit nach deutschredende Missionare dort nützlicher wären als englische und auch vom Volk lieber aufgenommen würden. Betont wurde von den Baptisten auch, daß sie als Engländer die deutsche Regierung auf dem Gebiet der Schularbeit zu befriedigen kaum imstande sein würden.

An sich schienen die Gründe nicht gerade zwingend. Die deutsche Regierung war auch, wie schon gesagt, weit entfernt, den Abzug der Baptisten zu fordern, und bezüglich der Schulen wünschte sie nur, daß der Unterricht nicht wie bisher in Englisch, sondern in der Landessprache, d. h. in Duala, erteilt werde. Allerdings fügte man bei: wenn die Missionare überhaupt eine europäische Sprache lehren wollten, so sollte es nicht Englisch, sondern Deutsch sein. Aber man spürte es den Darlegungen der Baptisten ab, daß sie es für wünschenswert

hielten, ihre Mission abzugeben, und sie sprachen es zum Schluß auch offen aus, daß es gerade die durch ihre Arbeit auf der Goldküste ihnen bekannte Basler Mission wäre, der sie ihre Mission „mit der größten Befriedigung" zur Weiterführung überlassen würden.

So kam denn das Komitee der Basler Missionsgesellschaft im April 1886 zu dem Entschluß, der Übernahme der Kamerunmission näher zu treten, jedoch dieselbe noch an die Erfüllung folgender drei Bedingungen zu knüpfen: 1. Von seiten der deutschen Reichsregierung Zusicherung desjenigen Maßes von Freiheit und derjenigen Rechte, die zu einem gedeihlichen Missionsbetrieb nach den Grundsätzen der Gesellschaft erforderlich schienen; 2. Ein annehmbares Abkommen mit der baptistischen Missionsgesellschaft in London, sowohl hinsichtlich ihrer Liegenschaften in Kamerun, als hinsichtlich der Stellung der eingeborenen baptistischen Christen zur Basler Mission; 3. Zustimmung der mit der Gesellschaft verbundenen Freunde und Vereine.

Die Erfüllung der ersten Bedingung war bald erfüllt. Auf eine Anfrage beim deutschen Auswärtigen Amt wurden für den Fall einer Übernahme der Kamerunmission die nötigen Rechte ohne weiteres zugestanden. Ebenso erfolgte die Zustimmung der deutschen und schweizerischen Missionsfreunde. Auf den verschiedenen Missionskonferenzen, die in Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart, Bern und Zürich stattfanden, äußerten zwar manche erfahrene und urteilsfähige Missionsmänner ihre Bedenken, aber im ganzen fand der Gedanke der Kamerunmission warme Unterstützung und freudige Zustimmung; und auch solche, bei denen anfangs die Bedenken überwogen, konnten sich schließlich des Eindrucks nicht erwehren, daß Gott die Basler Mission nach Kamerun weise. Dabei betrachteten Schweizer wie Deutsche die Angelegenheit nicht im Lichte eines einseitigen Kolonial-

interesses, sondern als eine Angelegenheit des Reiches Gottes.

Schwieriger war die Verständigung mit der baptistischen Missionsgesellschaft in London. Zwar bezüglich der Stellung der baptistischen Christen auf dem Missionsgebiet einigte man sich leicht. Die Basler Mission sicherte ihnen Gewissensfreiheit zu, wogegen sie bei den durch ihren Dienst gewonnenen Christen die Einführung der Kindertaufe forderte. Die Schwierigkeit lag vielmehr in der Regelung der käuflichen Übernahme der Liegenschaften, zumal des großen Landbesitzes, den die Baptisten am Fuß des Gebirges in Viktoria noch von Sakers Zeit her in Händen hatten. Doch auch diese Angelegenheit fand nach längeren Verhandlungen ihren befriedigenden Abschluß. Die Gebäude der Baptistenmission mit den dazu gehörigen Grundstücken wurden zu einem annehmbaren Preise erworben, das große Viktorialand ging schließlich in den Besitz der deutschen Regierung über, die der Basler Mission so viel Grund und Boden unentgeltlich überließ, als für das Missionswerk, insbesondere für Ansiedelung künftiger Christengemeinden, nötig zu sein schien.

Nachdem alle schwebenden Fragen erledigt waren, konnte nun auch an die Besetzung des neuen Arbeitsfeldes gedacht werden. Schon am 17. August fand im Betsaal des Missionshauses zu Basel eine stille, aber besonders weihevolle Abordnung statt. Die drei jungen Brüder Christian Dilger, Johannes Bizer und Friedrich Becher wurden als die ersten deutschen Sendboten für Kamerun verabschiedet. In England, wo sie sich vorerst noch eine Zeitlang aufhalten sollten, stieß dann Ende Oktober Missionar Munz mit seiner Frau zu ihnen. Ihm war die Leitung der übernommenen Mission in Kamerun anvertraut, da er von 1880 bis 1883 bereits in der Missionsarbeit auf der Goldküste ge-

standen und somit einige Erfahrung im westafrikanischen Missionsdienst hatte. Am 3. November 1886 schifften sie sich mit einander in Liverpool ein und langten nach kurzem Aufenthalt auf der Goldküste zwei Tage vor Weihnachten in Duala an. Damit betrat die Basler Mission den Boden ihrer Wirksamkeit im deutschen Schutzgebiet von Kamerun, während die bisher dort arbeitende englische Baptistenmission sich von da zurückzog.

* * *

Aber nicht nur die Basler Missionsgesellschaft wurde infolge der kolonialen Verhältnisse nach Kamerun geführt; auch eine amerikanische Gesellschaft, die der Presbyterianer, rückte in die dortige Arbeit ein, und zwar fand dieselbe im südlichen Kamerun, im Batangagebiet und dessen Hinterland, die Stätte ihrer Wirksamkeit.

Schon im Jahr 1847 hatten sich die amerikanischen Presbyterianer im Mündungsgebiet des Gabun und Ogowe niedergelassen und hier wie auf der spanischen Insel Korisko mehrere Stationen gegründet. Auch landeinwärts waren sie unter großen Schwierigkeiten vorgedrungen und hatten am mittleren Ogowe zwei Missionsplätze angelegt. Ihre Arbeit, die sie unter verschiedenen Volksstämmen im Segen verrichteten, wurde ihnen indes seit der einsetzenden Kolonialbewegung mehr und mehr erschwert. Ihr Arbeitsgebiet (mit Ausnahme der Insel Korisko) fiel in die Hände Frankreichs, das hier bis zum Kongo und landeinwärts bis zum Tsadsee sein weitausgedehntes France équatoriale begründete. Mit der französischen Herrschaft machte sich auch alsbald die französische Kolonialpolitik geltend, die zunächst den Presbyterianern als evangelischen Missio-

naren fremder Nation durch ein rigoroses Schulgesetz derart entgegentrat, daß dadurch ihr ferneres Wirken bedeutend eingeschränkt wurde. Nach einem Erlaß der französischen Regierung sollte fortan in allen Schulen des Kolonialgebiets die französische Sprache gelehrt werden; im andern Fall sollten dieselben geschlossen werden. Die amerikanische Mission sah sich dadurch vor eine Alternative gestellt, die ihren Bestand nahezu unmöglich machte; denn des Französischen waren die Amerikaner nicht so weit mächtig, um es in allen ihren Schulen einzuführen. Überdies standen ihnen auch keine französisch redende eingeborene Gehilfen zu Gebote. Auch war man prinzipiell dagegen, da man sich sagte, es würde mehr als eine Generation brauchen, bis man durch das Mittel der französischen Sprache werde an den Eingeborenen arbeiten können. Der Schlag traf die Amerikaner umso härter, als das französische Gesetz die sofortige Durchführung des neuen Systems forderte. Alle Vorstellungen halfen nichts, und so mußten infolgedessen die Schulen geschlossen werden. Damit war den Amerikanern ein wichtiger Arbeitszweig aus den Händen genommen.

Natürlich hatten die Jesuiten ihre Hand in der Sache, und es wurde auch die strenge Ausführung des Erlasses weniger von Paris aus betrieben, als von der römischen Mission am Gabun selbst. Damit hing zusammen, daß auch die Gottesdienste am Sonntag mit Mißtrauen beobachtet wurden, und es war vorauszusehen, daß die französischen Behörden, in dem Bestreben, das ganze Kolonialgebiet durch Sprache und Sitten zu einem Stück Frankreichs zu gestalten, schließlich den Presbyterianern das Dasein unmöglich machen würden.

Diese halfen sich anfangs damit, daß sie in ihrer Not die Pariser evangelische Mission um Zusendung einiger

französischer Lehrer und Missionare baten. Die Pariser Gesellschaft ging darauf ein, und im Frühling 1888 trafen vier Lehrer und Handwerker von Paris am Gabun ein. Sie waren die Vorläufer von zwei ordinierten Missionaren, die später nachfolgen und die amerikanischen Stationen am Ogowe übernehmen sollten. Diese langten im Sommer 1889 an, und da die Amerikaner erkannten, daß sie das Gebiet am Ogowe nicht mehr halten konnten, übergaben sie 1892/93 ihre dortigen Stationen der Pariser Mission.

Inzwischen hatten die Presbyterianer ihr Augenmerk auf das deutsche Gebiet von Südkamerun gerichtet und gedachten den Schwerpunkt ihrer Arbeit dahin zu verlegen, da sie hoffen durften, hier unter günstigeren Verhältnissen als im französischen Gebiet zu arbeiten. Zu dem Zweck hatten sie bereits 1885 den Küstenplatz Batanga, etwas südlich vom deutschen Bezirksort Kribi, besetzt und 1889 zur Hauptstation unter dem Volk der Mabeya erhoben. Zugleich erhielt Missionar Good, der bisher am Ogowe tätig gewesen war, den Auftrag, das Hinterland von Batanga zu erkunden und im Urwaldgebiet der Bulu ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Nach verschiedenen Untersuchungsreisen entschlossen sich die Amerikaner, 1893 zunächst die Station Efulen, ca. 110 Kilometer südöstlich von Batanga, als Ausgangspunkt für die Arbeit unter den Bulu, einem Stamme des zahlreichen Fanvolkes, anzulegen. Dieser folgte schon 1895 die Gründung der Station Elat im Ebolova-Distrikt. Der unermüdliche Pionier Good hatte diesen Platz noch selbst erkundet und als Station ausersehen, erlebte aber deren Gründung nicht mehr, indem er auf einer Reise erkrankte und im Dezember 1894 leider dem Schwarzwasserfieber erlag. Goods Reisen hatten ihn auch nördlich von Efulen u. a. mit dem Zwergvolk in Berührung gebracht. Für dieses unstet und flüchtig im

Dunkel des Urwalds lebende Völklein interessierte sich besonders eine reiche Schottin in Glasgow, die infolgedessen die Mittel zur Anlegung einer Station in diesem Gebiet darreichte. So entstand 1897 die Station Lolodorf. Doch zeigte die Folgezeit, daß man der unsteten Zwergbevölkerung schwer beikommen und keine nachhaltige Arbeit unter ihr tun konnte. Die Mission hat sich demgemäß den ansässigen Ngumba zugewandt.

Bei diesen vier Hauptstationen der amerikanischen Presbyterianer ist es bis jetzt geblieben. Doch hat das Werk durch Anlegung verschiedener Außenstationen mit den Jahren an Umfang gewonnen. Neuerdings ist auch die Gründung einer weiteren Hauptstation in Aussicht genommen. Wahrscheinlich wird dieselbe 125 Kilometer östlich von Ebolowa angelegt werden. In der Arbeit standen im Jahr 1907: 16 Missionare, 10 Missionarsfrauen und 2 unverheiratete Missionsarbeiterinnen. Von den Missionaren waren 6 ordiniert, 5 Ärzte, 3 Lehrer, 1 Schatzmeister und 1 Lehrer der Industrie. An eingeborenen Gehilfen zählte die Mission 36 Lehrer und 6 Prediger. Von den 937 Christen, die zu ihren Gemeinden zählen, befinden sich die meisten im Küstengebiet, nämlich 814, während die Erfolge im Inland an Zahl noch gering sind. Dagegen werden hier die Schulen gut besucht. In Elat befindet sich auch ein kleines Gehilfenseminar. Anzuerkennen ist besonders die ärztliche Mission, die die Amerikaner mit großem Nachdruck betreiben; haben sie doch nicht weniger als fünf Missionsärzte in Dienst gestellt. Ebenso sind die Missionare eifrig in der Herstellung von Übersetzungsarbeiten und in der Einführung von Industrie. Daß aber die amerikanischen Presbyterianer in der deutschen Kolonie von Kamerun eine offene Tür zu freier, ungehinderter Wirksamkeit gefunden haben, ist eine Tatsache, deren wir uns nur freuen dürfen; denn es ist ein neuer Beleg dafür, daß die

Missionsarbeit keine nationale Angelegenheit ist, sondern eine Sache des Reiches Gottes, die ebensowohl von Amerikanern als von Deutschen zum Heile der Kamerun-Völker betrieben werden kann.

* * *

Daß der evangelischen Mission die römischen Katholiken auf dem Fuße nach Kamerun folgen würden, war nicht anders zu erwarten. Ja, noch ehe die erstere einen ernstlichen Schritt in der Besetzung der neu erworbenen Kolonie getan hatte, bewarb sich schon eine römisch-katholische Mission, die ihren Sitz in Paris hatte, beim Auswärtigen Amt des deutschen Reiches um die Erlaubnis, sich im Kamerungebiet niederzulassen. Der französische Charakter dieser Mission und daß sie einem in Deutschland verbotenen Orden angehörte, veranlaßten indes einen abschlägigen Bescheid. Wußte man doch aus Erfahrung, daß römische Mission und französische Politik einander in die Hände zu arbeiten pflegen. Anders gestaltete sich jedoch die Sache, als die Pallotiner-Genossenschaft Kamerun ins Auge faßte und dieses mit seinen in Limburg und Ehrenbreitenstein herangebildeten Missionsarbeitern zu besetzen wünschte. Diesem Orden stand, da die deutsche Reichsregierung die Mission in ihren Schutzgebieten paritätisch behandeln mußte, nichts im Wege, und so rückten die Pallotiner am 26. Oktober 1890 mit 8 Sendlingen in Kamerun ein. Sie wandten sich zunächst dem unteren Sanagagebiet zu und gründeten hier ihre erste Station, die sie Marienberg nannten. Es geschah dies in einer Gegend am Sanagafluß, wo bereits die Basler Mission eine Station unter den Bakoko geplant hatte.

Von Marienberg aus ging dann die katholische Mission im südlichen Kamerungebiet sehr bald nach zwei

Richtungen vor, indem sie die Station Edea an den Sanagafällen und den südlichen Bezirksort Kribi besetzte. Sie beschränkte sich aber nicht auf dieses Gebiet, sondern legte 1894 auch auf der Abdachung des Kamerungebirges zwischen den Ortschaften Bondjongo und Mapandja die Gesundheitsstation Engelberg an, die zugleich der Missionsarbeit unter den Bakwiri dienen sollte. In neuester Zeit (1907) ist dann noch die Station Einsiedeln zwischen Viktoria und Buea angelegt worden. Das Bestreben aber, auch am Sitz der Kolonialregierung Fuß zu fassen und hier Einfluß zu gewinnen, führte die Katholiken schon 1897 nach Duala selbst, wo sich der Leiter der Mission, Pater Vieter, niederließ und eine rege Tätigkeit entfaltete. Er ist inzwischen zum Bischof konsekriert und zum Apostolischen Vikar ernannt worden.

Einen Vorstoß ins Innere unternahm die katholische Mission 1901 von Kribi aus durch die Besetzung von Yaunde, von wo aus schon seit längerer Zeit ein reger Handelsverkehr mit dem Küstenplatz Kribi stattgefunden hatte. Lernbegierige Yaundeknaben traten sogar zahlreich in die Missionsschule der Katholiken in Kribi ein und kehrten mit den hier gewonnenen Kenntnissen zu ihrem Volk zurück, das zu verschiedenen Malen die Mission zu sich einlud. Natürlich sieht die katholische Mission auch die Yaundemission nur als eine Etappenstation zu weiterem Vordringen ins Innere an.

In neuerer Zeit haben die Katholiken ihre Arbeit auch auf Groß-Batanga ausgedehnt und zugleich das Rio del Rey-Gebiet auf der westlichen Flanke der Kolonie in Angriff genommen. Sie haben hier vorderhand mit der Gründung der Station Ikassa einen Anfang gemacht. Diese Station ist sozusagen ein Ableger von Engelberg. — Die Gesamtzahl der katholischen Missionsarbeiter belief sich im Jahr 1907 auf 17 Priester,

24 Laienbrüder und 20 Schwestern; die Zahl der Christen ist aus den Berichten nicht zu ersehen.

In die Reihe der genannten Missionen traten mit der Zeit auch noch die deutschen Baptisten ein, auf deren Arbeit wir aber erst am Schluß noch näher eingehen wollen, da ihr Eintritt in gewissem Zusammenhang mit der Stellung der baptistischen Gemeinden zur Basler Mission steht, zu deren spezieller Darstellung wir nun übergehen.

Schutzhütte auf dem Kamerunberg.

Hütte eines Zauberers in Kamerun.

6. Kamerun als Arbeitsfeld der Basler Mission.

Duala und die Ambasbucht.

Der Eintritt der Basler Mission im Kamerungebiet war zunächst ein Schritt ins Dunkle. Am 23. Dezember 1886 stiegen die Brüder Munz (mit Frau), Dilger, Becher und Bizer bei Bethel ans Land. Allein schon nach wenigen Tagen riß der Tod die erste Lücke in die kleine Schar. Br. Becher, der schon unterwegs in Altkalabar vom Klimafieber ergriffen worden war und krank in Kamerun anlangte, erlag demselben bereits am vierten Tage nach der Landung, am 27. Dezember. Die erste Nachricht, die von Kamerun in Basel einlief, war somit eine Todesnachricht. Das war der Not Anfang. Andere Nöte, die man wohl kaum in Erwägung gezogen hatte, sollten dem schweren Anfang folgen.

Von den englischen Missionaren befand sich nur noch einer, der farbige Missionar Fuller, in Bethel, der die Übergabe der baptistischen Gebäude und Gemeinden vollzog. Die Zahl der vollen Gemeindeglieder mochte etwa 230 betragen, die der Stationen belief sich nur auf zwei: Bethel an der Wuri-Mündung, und Viktoria an der Ambasbucht. Die dritte Station, Hickory oder Bonaberi am rechten Wuriufer, war bei einem Strafzug der

Deutschen (am 29. Dezember 1884) teilweise zerstört und noch nicht wieder aufgebaut.

Alle Zeit und Kraft der Basler Brüder war zunächst durch mancherlei äußere Arbeiten in Anspruch genommen. Nicht nur galt es Sprachstudien zu treiben und sich mit den Verhältnissen bekannt zu machen, sie mußten auch das Missionsgebiet nach allen Seiten hin bereisen, um die vorhandenen Außenstationen kennen zu lernen. Zu alledem aber gab's auch Arbeit über Arbeit an Wohnhäusern, Schulgebäuden und Kapellen; denn was man von den Baptisten übernommen hatte, war nicht im besten Zustande. Seit der unermüdliche Saker sich vom Arbeitsfelde zurückgezogen hatte, war hier nicht mehr nachhaltig gearbeitet worden. Vieles war in Verfall geraten. So mußte denn überall fertig gebaut, geflickt, wieder aufgebaut und neu eingerichtet werden. Einheimische brauchbare Arbeiter waren kaum vorhanden; denn wenn auch der praktische Saker verschiedene Industriezweige unter dem Volk einzuführen gesucht hatte, so war doch davon wenig mehr zu finden. Man beeilte sich deswegen in Basel, schon im Laufe des Jahres 1887 zwei Handwerker-Brüder, einen Schreiner und einen Schlosser, hinauszusenden, die auf diesem Gebiet wieder manches beleben sollten, was nach Sakers Zeiten eingeschlafen war.

Viel mehr Not als die schadhaften Gebäulichkeiten machten jedoch die mit starkem Selbstbewußtsein auftretenden baptistischen Gemeindeglieder. Was man vorher gefürchtet hatte, der Unterschied der Lehre und des Ritus möchte Schwierigkeiten hervorrufen, traf nicht ein; aber Schwierigkeiten erwuchsen aus andern Unterschieden, an die man zunächst gar nicht gedacht hatte. Zwar wurde anfangs die Basler Mission mit großer Begeisterung von den eingeborenen Christen aufgenommen, aber es zeigte sich bald, daß das freundliche Verhältnis nicht un-

getrübt bleiben könne. Bei der Durchführung der in der Basler Mission gebräuchlichen Kirchenzucht stieß man auf ungeahnte Schwierigkeiten. Es stellte sich heraus, daß die englischen Missionare den eingeborenen Christen, noch ehe sie die erforderliche christliche Reife zur Selbstregierung besaßen, zu viel freien Willen gelassen und den Gemeinden zu früh ein reichliches Maß von Selbständigkeit eingeräumt hatten. Bei diesem System hatten es zwar die baptistischen Missionare dahin gebracht, daß die Opferwilligkeit der Gemeinden in verhältnismäßig hohem Grade entwickelt war, aber anderseits hatten diese Grundsätze die Autorität der weißen Missionare bedenklich erschüttert und einen auffälligen Mangel an christlicher Zucht zur Folge gehabt. So hatte es geschehen können, daß neubekehrte, unbefestigte Leute, denen zum Teil die einfachsten sittlichen Begriffe fehlten, sich vermöge ihres sonstigen Einflusses zum Amte von Gemeindeältesten emporgeschwungen hatten und daß andere als Prediger angestellt worden waren, ohne nach Erkenntnis und Charakter hiezu befähigt zu sein. Zur Erschwerung dieser Übelstände hatte offenbar der Umstand beigetragen, daß die geistliche Bedienung und Leitung der Gemeinden schon seit längerer Zeit fast ganz in den Händen von farbigen Gehilfen gelegen hatte. Diese Verhältnisse waren aber vor allem in der independentischen kirchlichen Stellung der Baptisten begründet; denn nach den Grundsätzen der Baptisten und verwandter englischer Kirchengemeinschaften ist jede Einzelgemeinde für sich völlig frei und selbständig; die Gesamtzahl der an Ort und Stelle wohnenden Getauften bildet eine Kirche (church) und entscheidet als solche über alle Gemeindeangelegenheiten, über Aufnahme und Ausschluß von Gemeindegliedern, was in der Gemeinde geboten und verboten sein soll u. s. f. Daß ein solches Zugeständnis in kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten bei jungen

Heidenchristen eine sehr mißliche Sache ist und selbst bei älteren Mitgliedern, wenn sie nicht christliche Charaktere sind, unhaltbare Zustände herbeiführen muß, liegt auf der Hand.

Die Basler Missionare konnten und durften mit gutem Gewissen dem nicht zusehen. Als sie jedoch Einsprache erhoben und eine straffere Zucht einführen wollten, gaben ihnen die Wortführer der Christen zu verstehen, daß die Gemeinden selbständig seien und daß die Missionare nicht das Recht hätten, in „Gemeindeangelegenheiten" drein zu reden oder gar in der Gemeinde das Wort führen zu wollen. Besonders scharf wurde der Gegensatz, als die Missionare mit Ernst auf Ausschließung des Branntweinhandels in der Gemeinde drangen und ihn unter Kirchenzucht stellen wollten. Zwar war derselbe schon früher verboten worden, aber er hatte seither wieder Eingang gefunden.

Diese Gegensätze führten schließlich zu einem Bruch zwischen den alten Baptistengemeinden und der Basler Mission, im Jahr 1888 in Bethel, das Jahr darauf auch in Viktoria, wo noch andere Umstände hinzukamen. Man könnte vielleicht denken, die Missionare seien in der Sache etwas zu rasch und streng vorgegangen, aber sie handelten nur nach den Instruktionen des Komitees, und man sagte sich mit Recht, daß es besser sei, auf diese kleinen Gemeinden zu verzichten, als auf eine gute Grundlage christlicher Zucht und Ordnung. Hätte man nachgegeben, so hätte man sich auf alle Zeiten die Möglichkeit benommen, eine solide Arbeit zu leisten.

Die separierten Gemeinden mit ihren Führern gingen nun ihre eigenen Wege und suchten ihren Einfluß im Gegensatz zu Basel durch heftige Agitation geltend zu machen. Diese Konkurrenz war schmerzlich und erschwerte nicht wenig die Stellung der Basler Missionare, aber sie war zugleich ein Antrieb, vorwärts zu

gehen und das Werk auf neuen Grundlagen aufzubauen. Hiefür waren nach verschiedenen Seiten hin die Anknüpfungspunkte gegeben. Der Bethel-Gemeinde in Bonaku waren die Christen der Außenstationen nicht in der Separation gefolgt, sondern sie hatten sich der Basler Leitung unterstellt. Auch waren für diese einige brauchbare Mitarbeiter aus den Baptisten vorhanden, die bei Basel blieben und mit denen man die Außenstationen besetzen konnte. Diese lagen zum Teil eine bis drei Tagereisen von der Hauptstation entfernt, sodaß dadurch Stützpunkte für ein weitergreifendes Wirken in einem verhältnismäßig großen Gebiet gegeben waren. Mehrere dieser Außenposten, wie Bonaberi, Bakundu, Mangamba und ein solcher am Unterlauf des Sanaga, erhielten bald darauf noch eine größere Bedeutung, indem daselbst Hauptstationen entstanden.

Bethel oder Bonaku bildete von Anfang an das Hauptquartier der Basler Mission. Hier hielten sich vorderhand auch alle Brüder auf bis auf zwei, die in Viktoria stationiert waren, und suchten unter der Bevölkerung Fuß zu fassen. In Bonaku selbst schritt zwar das Werk nur langsam voran, da hier der Einfluß der separierten Baptisten zunächst vorherrschte; dagegen fand die Mission in den benachbarten Duala-Dörfern, die sich auf dem hohen Ufer des Wuri entlang ziehen und mit dem Boot leicht erreicht werden können, allenthalben Eingang. Das Verlangen nach Lehrern führte die Missionare auch bald in fernere Gegenden: in das Mündungsgebiet des Elungasi und Donga zu den Basa, wo mehrere Ortschaften besetzt und kleine Gemeinden und Schulen ins Leben gerufen wurden. Ihre Predigtreisen führten sie den Wuri, Abo und Mongo hinauf, sowie in das Mündungsgebiet des Sanaga, wo dann in rascher Folge mehrere Hauptstationen als Stützpunkte des sich ausdehnenden Werkes entstanden. Zur Heranbildung

von eingeborenen Lehrern aber, worin von den Baptisten sehr wenig getan worden war, ging man am 1. Januar 1889 daran, eine kleine Gehilfenschule im Anschluß an die Volks- und Gemeindeschulen zu gründen. Mit den daraus gewonnenen Lehrern konnte man mit den Jahren die neu entstehenden Außenstationen besetzen. Ebenso wurde von Anfang an eine Werkstätte für Schreiner errichtet, um Lehrlinge aus verschiedenen Gebieten zu Handwerkern heranzubilden.

So wurde unter Gottes Segen, wenn auch unter mancherlei Schwierigkeiten in Bonaku nach und nach ein wichtiger Mittelpunkt für die Kamerunmission gewonnen. Nach dem ersten Jahrzehnt, am 31. Dezember 1896, zählte dieses Stationsgebiet 16 Außenstationen mit 259 Gemeindegliedern und nahezu 400 Schülern.

Zu den Schwierigkeiten des Anfangs gesellten sich noch in den ersten Arbeitsjahren schmerzliche Verluste im Kreise der Missionsarbeiter. Aus den Reihen derselben wurden bis zum Jahre 1891 nicht weniger als neun Brüder und eine Schwester durch den Tod abgerufen — damals etwa die Hälfte von allen nach Kamerun ausgesandten Missionaren. Andere mußten — zum Teil nach ganz kurzer Arbeitszeit — durch Krankheit geschwächt zur Erholung nach Europa zurückkehren, und wenn auch die Lücken immer wieder möglichst bald durch neue Aussendungen ausgefüllt wurden, so schlossen diese Todesfälle und Abgänge doch recht viel Weh und Leid für die junge Kamerunmission in sich. Unter denen, die nach mehrjähriger Arbeitsfrist nach Europa zurückkehren mußten, befand sich auch der Leiter der Mission, Miss. G. Munz, nachdem derselbe Frau und Kind am Kamerunstrand in die Erde gebettet hatte. An seiner Stelle übernahm 1890 Miss. H. Bohner, der schon 26 Jahre lang der Basler Mission auf der Goldküste gedient hatte, die Leitung der Kamerunmission.

Nicht weniger schwierig als in Bethel (Bonaku) lagen die Verhältnisse auf der zweiten Station, in Viktoria. Auch hier sagte sich die baptistische Gemeinde von Basel los, nicht aus konfessionellen Gründen, sondern weil sie Ansprüche erhob, die unerfüllbar waren. Die Christen, ursprünglich von Fernando Po her von Saker hier angesiedelt und aus allerlei Volk bestehend, betrachteten sich als so hoch über den umwohnenden Negern vom Bakwiri- und Isubustamm stehend, daß sie als eine besondere, für sich bestehende Gemeinde betrachtet sein wollten. Der Gedanke, daß sie als Honoratioren mit den gewöhnlichen Negern in eine Gemeinde verfaßt, daß ihnen das Evangelium in einer Negersprache statt in einer europäischen Sprache verkündigt werden sollte, und daß ferner ihre Kinder in der Schule in der allgemein verständlichen Dualasprache unterrichtet werden sollten, statt in halbverstandenem Englisch oder in unverstandenem Deutsch — dieser Gedanke war ihnen unerträglich. Sie verlangten daher, in Kirche und Schule als eigene, zunächst englische, später deutsch redende Gemeinde von der Basler Mission versorgt zu werden. Da diesem Verlangen, sowie starken Anforderungen an den Geldbeutel der Mission nicht entsprochen werden konnte, trennte sich auch hier die baptistische Gemeinde von Basel. Es galt somit hier ebenfalls mit der Arbeit von neuem anzufangen, die denn auch auf die umliegenden Fischerdörfer ausgedehnt wurde. Zugleich aber sollte Viktoria den Ausgangspunkt bilden für die Arbeit unter den Bakwiri auf dem Kamerungebirge, wo man vorderhand einen eingeborenen Gehilfen in dem fast 1000 Meter hoch gelegenen Buea stationierte. Zu einer eigentlichen Niederlassung und nachdrücklichen Wirksamkeit kam es hier aber erst viel später.

Das Bestreben, im Mündungsgebiet des Wuri außer Bonaku einen weiteren Stützpunkt für die Missions-

arbeit, besonders für die aufwärts liegenden Flußinseln und den Mongo hinauf zu gewinnen, lenkte die Blicke der Missionare auf die ehemalige, zurzeit zerstörte Baptistenstation Bonaberi. Dieses ausgedehnte Negerdorf liegt schräg gegenüber von Bonaku auf dem jenseitigen, rechten Wuriufer und zählte bei der Übergabe im August 1887 28 Mitglieder der Christengemeinde. Auch hier hatte die kleine Gemeinde einen Auf- und Niedergang erlebt und befand sich zur Zeit der Übernahme durch die Basler in einer höchst zerrütteten Verfassung. Es war weder Missionar noch Lehrer am Ort; die Leitung der Gemeinde lag dagegen in den Händen eines ziemlich unwissenden Christen. Vorläufig konnte man auch nicht daran denken, einen Europäer dort zu stationieren; denn Missionshaus und Kirche lagen in Ruinen. Alles was vorderhand geschehen konnte war, daß man die Bedienung der Gemeinde einem von den Baptisten übernommenen tüchtigen Lehrer übergab.

Erst am 2. November 1889 bezog Missionar W. Arntz mit seiner jungen Frau das inzwischen wiederaufgebaute Missionshaus. Er nahm sich der kleinen Christenschar mit großer Liebe und Treue an, aber zugleich setzten auch die Wühlereien der in Bonaberi separierten Baptisten ein. Sie gingen soweit, daß sie sich sogar in Bonaberi festsetzten und die meisten Mitglieder der Basler Mission abwendig machten und auf ihre Seite zogen. Nur der Lehrer blieb treu. So mußte auch hier sozusagen von neuem angefangen und unter viel Belästigung von seiten der Baptisten gearbeitet werden. Leider erlag Arntz schon im Juli 1890 dem Klima. An seine Stelle trat Missionar A. Scholten, dem es trotz aller Opposition gelang, nicht nur in Bonaberi selbst Boden unter der Bevölkerung zu gewinnen und den Grundstock zu einer neuen Gemeinde zu legen, sondern auch eine Reihe von Außenstationen anzulegen. Besonders wurde

am Mongofluß hinauf bis nach Bakundu, wo es später selbst zur Gründung einer Hauptstation kam, mit Erfolg gearbeitet. 13 Kapellen wurden allein im Jahr 1891 durch den Wetteifer der Christen und Taufbewerber an den verschiedenen Orten und Inselplätzen erbaut. Die Einweihungen derselben gestalteten sich zu fröhlichen Festen und unvergeßlichen Tauffeiern. An Weihnachten 1892 konnte auf der Station selbst das erste Missionsfest gefeiert werden, wozu die Besucher von nah und fern in ihren Baumbooten herbeikamen. Mit dem Missionsfest war die Taufe von 86 Erwachsenen verbunden. Das Werk befestigte sich trotz mancher Schwankungen mehr und mehr, sodaß die Gesamtgemeinde des Stationsgebiets am Schluß des ersten Jahrzehnts 517 Christen zählte.

Von Bedeutung für Bonaberi und das Missionswerk in Kamerun überhaupt war die Errichtung einer Mittelschule auf der Station. Wohl bestand der Anfang hiezu in einer Schule in Bonaku, aber die rasche Ausdehnung des Werks erforderte immer mehr eingeborene Mitarbeiter. Somit mußte jene Vorbereitungsschule erweitert und zu dem Zweck ein eigenes Gebäude erstellt werden. Dies geschah von 1893 auf 1894 in dem stillen Bonaberi, fernab vom Lärm der Faktoreien und Regierungstruppen. Die Verlegung der Mittelschule nach Bonaberi hatte auch die stärkere Besetzung der Station im Gefolge, die in Zeiten der Freude und des Leids unter den Erfahrungen göttlicher Durchhilfe sich zu schöner Blüte entfaltete.

Das Aboland und Bakundu.

Zugleich mit der Besetzung von Bonaberi erfolgte auch von Bonaku aus der erste Vorstoß ins Innere des Landes, indem es hier zur Gründung der Station Mangamba im Abo-Lande, etwa 10 Wegstunden

nördlich von Bonaku, kam. Das Evangelium hatte dorthin seinen Weg gefunden, noch ehe die Basler Missionare jenes Gebiet betraten. Händler, die von da an die Küste kamen, brachten die Kunde davon in die Gegend zwischen Abo und Wuri. Ein Häuptlingssohn, namens Koto, der noch unter den Baptisten mit dem Evangelium bekannt geworden und getauft worden war, fing an, den Namen Gottes seinen Landsleuten zu verkündigen. Die herbeigerufenen Missionare fanden eine überaus freundliche Aufnahme, und bald entstand eine merkwürdige Bewegung unter der Bevölkerung, die sich bis über die Grenzen von Abo ausdehnte. Allenthalben erwachte ein Verlangen nach dem Evangelium. In vielen Ortschaften bis an den Wuri und bis nach Bodiman hin entstanden Vereine der sogenannten „Männer Gottes", deren Mitglieder dem Götzendienst entsagten und sich für den Glauben an den einen Gott und die Feier des Sonntags entschieden. Der Eifer, das Neue Testament lesen zu lernen, und das Verlangen nach Belehrung in der christlichen Wahrheit führte viele von nah und fern auf die schön gelegene Station, die 1889 von den Brüdern Autenrieth und Walker besetzt wurde. Auf dem Scheitel eines schönen Bergkegels bauten sie sich ein kleines Häuschen, an dessen Stelle später ein größerer Bau trat. Alsbald wurde auch auf jener Höhe eine Kapelle mit Hilfe der Christen errichtet; Missionsfreunde in der Heimat stifteten die Glocken dazu, deren feierliches Geläut an Weihnachten 1890 den Bewohnern von Abo zum erstenmal den Festgruß zurief: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Dieser Festgruß schien sich schon in allernächster Zeit bewahrheiten zu sollen. An verschiedenen Orten des Landes wurde der bisher übliche Götzendienst des Wassergottes Dschengu laut Volksbeschluß abgeschafft, und auch sonst machte sich der Niedergang des Heiden-

tums in manchen Dingen bemerklich. Das erregte natürlich den Widerstand der heidnischen Macht. Sie raffte sich zur Gegenwehr auf. Es gelang den Heiden, zunächst an einigen Orten den Fortschritt des Christentums zu hemmen. Auf zwei Außenstationen wußten sie die Wahrheitssuchenden von den Gottesdiensten zurückzuschrecken. Die Christen wurden bedroht und tätlich angegriffen. Knaben und Jünglinge wurden gewaltsam durch den Geheimbundstrank zu Gliedern eines heidnischen Geheimbundes gemacht, um ihnen dadurch den Übertritt zum Christentum zu erschweren. Ja, im Jahre 1893 wurden die Christen in Besungkang, Mangamba und Fiko von einer heidnischen Rotte während des Gottesdienstes überfallen, aus den Kapellen gezerrt, ihrer Kleider beraubt und mißhandelt. Dieser Sturm tat aber keinen Schaden. Im Gegenteil: an mehreren Orten wurden von da an die Gottesdienste zahlreicher besucht, und weitere Jünglinge schlossen sich der „Gottessache" an. Mit Freuden leisteten sie Frondienste auf der Station, um sich eine der ehemaligen württembergischen Bahnglocken als Kirchenglocke zu erwerben. Fleißig bauten sie an Kapellen und Lehrerhäusern und brachten erfreuliche Beiträge an Kirchensteuer und Sonntagsopfer auf. Sie suchten sich gegenseitig zu ermuntern und in Zucht zu erhalten. Nach und nach erwachte bei ihnen auch der Sinn für bessere Wohnungen und der Wunsch nach geordneter Beschäftigung, weshalb die Missionare den Versuch machten, die Christen zur Anpflanzung von Kaffee zu veranlassen.

Immerhin gab es an diesen jungen, eben erst dem rohen, finstern Heidentum entrissenen Christen noch viel zu erziehen und gegen viele Sünden zu kämpfen, aber ein schöner Anfang war da, und immer weiter breitete sich in den ersten Jahren das Christentum im Aboland aus. Ein erfreuliches Anzeichen ihres lebendigen

Christentums war es auch, daß die Christen des Stationsgebiets Mangamba ohne Zutun der Missionare den Beschluß faßten, direkte Beihilfe zur Bekehrung ihrer Landsleute zu leisten. Zu diesem Zweck beschlossen im Jahr 1894 vier Gemeinden, die Mittel zur Gründung und Unterhaltung von zwei Außenstationen selbständig aufzubringen. Sie gründeten demzufolge ein Handelsgeschäft, an dem kein Heide beteiligt sein durfte. Der Erlös wurde zur Besoldung der eingeborenen Lehrer bestimmt, mit denen man drei vorgeschobene Missionsposten besetzte. Es war dies somit eine selbständige, kleine Missions-Hilfsgesellschaft im Heidenland, in einem Gebiet, wo noch zehn Jahre vorher nichts als finsteres Heidentum geherrscht hatte. Aber auch durch direkte Bezeugung der Wahrheit leisteten die einfachen Christen von Abo treue Evangelistendienste unter ihren Volksgenossen. Der anfängliche Eifer ist zwar später bei manchen erkaltet und es ist nach dem ersten Jahrzehnt eine Sichtungszeit eingetreten, aber es waren Tage und Jahre des Heils, als das Evangelium wie im Sturmschritt im Hügellande von Abo seinen Einzug hielt. Am 1. Januar 1898 — noch ehe das erste Jahrzehnt abgelaufen war — zählte das Stationsgebiet von Mangamba 30 Außenstationen mit 427 Gemeindegliedern, 139 Taufbewerbern, 28 Schulen und 667 Schülern.

Zu weiterem Vordringen ins Land hinein lud der Mongofluß von Bonaberi aus ein. Da sich dessen Stationsgebiet sehr bald nach dieser Richtung hin ausdehnte und verschiedene Außenstationen im unteren Mongogebiet entstanden, so war damit auch der Weg stromaufwärts gewiesen. Dieser führte die Missionare zunächst in das entlegene Bakundu, wo schon der Baptistenmissionar Richardson neun Jahre lang das Evangelium verkündigt hatte, ohne einen äußeren Erfolg zu sehen. Auch die Basler Missionare, die in dreitägiger

Bootfahrt von Bonaberi aus kürzere und längere Reisen dahin unternahmen, fanden den Boden unter dem geistig und sittlich viel tiefer als die Duala stehenden Bakundu-Volk sehr hart, und es schien zuerst alle Arbeit vergeblich. Das Losango- und Fetischunwesen bildete hier eine besonders starke Macht. Doch nach und nach trat ein Umschwung ein, und es gelang nicht nur in der Ortschaft Bakundu, sondern auch in dem drei Stunden weiter flußaufwärts gelegenen Bombe je eine Außenstation zu gründen und im November 1891 die daselbst errichteten Kapellen einzuweihen. Zugleich lieferte ein Häuptling seinen Fetischkram aus und sagte sich zum Schrecken seines Volkes von den Losango los.

Hoffnungsvoller als in den Bakundudörfern gestaltete sich die Arbeit unter der dichten Bevölkerung des Balong-Stammes. Dieser Volksstamm war bis jetzt den Europäern kaum bekannt und Jahre hindurch mit dem Evangelium außer acht gelassen worden. Erst 1893 wurde die Arbeit dort aufgenommen und erhielt ihren Stützpunkt in dem Dorfe Mujuka auf dem rechten Mongoufer. Verschiedene Außenposten entstanden in kurzer Zeit, und eine größere Anzahl von Leuten konnte getauft werden. Allgemach verlor auch der Götzendienst an Ansehen, und das nationale Heidentum erlitt einen starken Stoß. Die Leute fingen an, ihre geschnitzten oder aus Lehm gebrannten Losango (Menschen- und Tierfiguren) als Kuriositäten zu verkaufen oder sie verbrennen zu lassen. Besonders der Fall eines bedeutenden Balong-Häuplings, der als gefürchteter Losangomann durch seine Zaubermittel einen großen Druck auf das Volk ausgeübt hatte, führte dazu, daß fast in allen Balong- und Bakundudörfern die Götzenfeuer emporloderten.

Damit war allerdings der Schritt zum Christentum noch nicht getan; denn von der Auslieferung der Götzen

bis zum Übertritt in die christliche Gemeinde ist es noch weit, besonders wenn es sich um einen ganzen Volksstamm handelt. Aber die Folge davon war doch, daß sich überall das Verlangen nach Lehrern kundtat und besonders die Jugend den Zusammenbruch des Alten herbeisehnte. Dieser Stand der Dinge führte dazu, daß eine gründlichere Bearbeitung des Gebiets, als dies von Bonaberi aus möglich war, nötig wurde. Zu diesem Zweck wurde das bisherige Bakundu-Filial Bombe am Mongofluß wegen seiner zentralen Lage zur Hauptstation erhoben und um die Jahreswende von 1896/97 von Missionar Lauffer besetzt. In den nachfolgenden Jahren (1897—1899) wurde sodann von Missionar Stolz ein stattliches Missionshaus erbaut und somit der Bakundu-Balong-Sprengel von der Station Bonaberi abgezweigt. Seine weitere Entwicklung jedoch fällt erst in das zweite Jahrzehnt.

Am Sanaga.

Zu den ersten Stationsgründungen im ersten Jahrzehnt gehört auch die Gründung von Lobetal bei dem Bakoko-Dorf Ndogominye. Der Name der Station paßt nicht so recht zu ihrer Lage auf dem hohen Ufergelände des Sanagastroms. Aber man hat ihr den Namen beigelegt auf Wunsch eines Ehepaars in der Heimat, das eine größere Summe zur Errichtung einer Kamerunstation gespendet hatte. Die Stiftung selbst war aber nicht die Ursache der Gründung. Diese ist vielmehr zurückzuführen auf einige Mulimba-Christen, die sich noch von den Baptisten her im Mündungsgebiet des Sanaga ohne geistliche Pflege befanden. Missionar Munz suchte sie auf und hegte schon 1889 die Absicht, weiter oben am Fluß, da wo der Kwakwa vom Sanaga abzweigt und wo jetzt Lobetal liegt, eine Station zu errichten. Diese Absicht wurde zunächst dadurch vereitelt, daß das ganze Gebiet des Mu-

limbastammes im Jahr 1890 von einer deutschen Expeditionstruppe verwüstet wurde. Da rief im Sommer desselben Jahres ein heidnischer Häuptling des zahlreichen Bakokovolkes die Basler Missionare herbei und bat wiederholt um deren Niederlassung in seinem Dorfe Ndogominye. Dieser Ruf und das erwachende Verlangen des Volkes nach dem Evangelium, das durch gelegentliche Predigtreisen unter ihm geweckt worden war, ließ es endlich zu dem Beschluß kommen, in Ndogominye eine Hauptstation anzulegen, die der Arbeit unter den Mulimba und Bakoko im Sanagagebiet dienen sollte und zugleich als Ausgangspunkt für ein späteres Vordringen stromaufwärts ins Auge gefaßt wurde.

Es waren zunächst Pionierdienste, die es zu tun gab, als die beiden Brüder Schuler und Schkölziger — letzterer ein Bauhandwerker — am 5. Januar 1892 den für die Station ausersehenen Platz bezogen und rüstig an die Arbeit gingen. Eine einfache Waldhütte, in der Mäuse und Eidechsen ihr munteres Spiel trieben, bot ihnen während der Bauzeit ein notdürftiges Obdach. Sie waren deshalb dankbar, als sie an Pfingsten das neuerbaute Missionshaus, dessen Material in verschiedenen Bootsladungen den Kwakwa und Sanaga heraufgeschafft worden war, beziehen konnten. Nun erhob sich in freier, schöner Lage die Missionsniederlassung Lobetal auf dem hohen Uferrand des Sanaga, dessen Fluten majestätisch dem Meere zu vorüberzogen.

Die kaum fertige Station, auf der die Missionsarbeit bereits einen erfreulichen Anfang genommen hatte, kam aber schon im Oktober desselben Jahres in große Gefahr, von aufständischen Bakoko zerstört oder doch geplündert zu werden. Die Brüder sahen sich genötigt, bei der unsicheren Lage ihren Posten für eine Zeitlang zu verlassen und sich nach Bonaku zurückzuziehen. Den Bemühungen des freundlich gesinnten Häuptlings von Ndogominye,

der die Station zu schützen versprach, war es zu danken, daß die Gefahr glücklich abgewendet und die Arbeit wieder ungestört aufgenommen werden konnte. So verhängnisvoll der Aufstand der Bakoko der jungen Station hätte werden können, so dienten diese Kriegsunruhen doch nur zur Förderung der Missionssache im aufständischen Gebiet. Trotz der kurzen Zeit hatten die Bakoko ihren Missionar lieb gewonnen, und sie lernten ihn in der Zeit der Drangsal durch die Teilnahme, die er ihnen entgegenbrachte, und durch die Dienste, die er ihnen der Regierung gegenüber erwies, noch mehr schätzen, sodaß nach dem Friedensschluß sowohl unter den Mulimba wie unter den Bakoko die Predigt des Evangeliums guten Eingang fand und die Missionsarbeit sich bald über das ganze untere Gebiet des Sanaga ausdehnte. Es zeigte sich besonders unter den Mulimba, einem friedlichen Fischervölklein im Mündungsgebiet des Sanaga, eine mächtige Lernbegierde, sodaß man alsbald daran ging, im Jahr 1894 in Lobetal eine Knabenanstalt zu gründen, mit der zugleich die Anlage einer Kaffee- und Kakaopflanzung verbunden wurde. Durch eine stattliche Kirche erhielt die Station ihren weiteren Ausbau.

Erschwert wurde die Arbeit, namentlich in der ersten Zeit, durch die nahe Nachbarschaft der Katholiken in Marienberg. Durch eine rücksichtslose Propaganda, die selbst das Zugmittel des Branntweins nicht verschmähte, arbeiteten sie in zielbewußter Weise der evangelischen Mission entgegen. Aber auch das Heidentum, das da und dort erschüttert zu sein schien, raffte sich zeitweise zu energischem Widerstand auf. Neue Tänze und Fetische wurden eingeführt und die Christen und Taufbewerber durch reichliche Branntweinspenden zum Abfall verlockt.

Immerhin dehnte sich das Werk in verhältnismäßig rascher Weise aus, selbst nach Süden bis in das Gebiet von Klein-Batanga und dem Sanaga entlang nach

Regierungssitz in Buea.

Nordosten bis zu den Edeafällen, sodaß das Stationsgebiet von Lobetal am 1. Januar 1897 bereits 20 Außenstationen mit 368 Gemeindegliedern und nahezu 200 Taufbewerbern zählte.

Die Ausdehnung des Stationssprengels von Lobetal gab auch bald den Anstoß zu einer weiteren Stationsgründung. Da der Stromlauf des Sanaga der gegebene Weg ins Innere des Landes war, so drangen die Missionare auf ihren Predigtreisen wiederholt den Sanaga aufwärts bis zu den gewaltigen Edeafällen, wo sich der Strom zwischen der Urwildnis hindurchdrängt und vom Terrassenland schäumend über Felsenbänke zur Tiefe stürzt. Daß Edea für die Ausdehnung der Mission im Sanagagebiet von besonderer Bedeutung sei, wurde bald erkannt. Es bildet nämlich die Verbindungslinie zwischen dem Ende des schiffbaren Wasserwegs und dem Anfang der Karawanenstraße nach dem Innern des Landes. Seine Besetzung war somit eine Bedingung für das Vordringen ins Innere. Bis zum Jahr 1895 bestand die Ansicht, daß nach Umgehung der bei Edea beginnenden Wasserfälle der Sanaga bis weit ins Innere hinein wieder schiffbar sei. Es entstand deshalb der Plan, die Katarakte durch eine Schmalspurbahn zu umgehen und so ins Inland vorzudringen. Eine Expedition, die daraufhin das Terrain untersuchte, stellte aber fest, daß der Plan unausführbar sei, indem weiter landeinwärts noch mehr solcher Katarakte entdeckt wurden.

Um dieselbe Zeit bot ein deutscher Kaufmann, namens Jürs, der Basler Mission einen Bauplatz an den Fällen zum Bau einer Missionsstation unentgeltlich an. Das Geschenk wurde mit Dank angenommen und im Jahr 1896 auf der malerischen Jürshöhe die Station Edea errichtet. Die Besetzung dieses Punktes war umso wichtiger, als er in der Tat den Schlüssel für das Vor-

dringen ins Innere bildete und man in Gefahr stand, von den in Marienberg und Edea sitzenden Katholiken vom Inland abgeschnitten zu werden.

Der prächtig gelegenen Station Edea wurden gleich zu Anfang zehn Außenstationen zuerteilt, die noch von Lobetal aus gegründet worden waren und wozu bald noch weitere kamen. Das Arbeitsgebiet, das mehrere Tagereisen umfaßte und sich bald auf sieben Volksstämme erstreckte, erwies sich als besonders schwierig, da man es hier mit einer neuen Sprache, dem Basa, und mit einer sehr zerstreut wohnenden Bevölkerung zu tun hatte. Der letztere Umstand erschwerte besonders den Schulunterricht. Auch das Heidentum trug einen besonders finstern Charakter. Zwar war der Götzendienst des Mungi von der deutschen Regierung verboten, weil mit ihm Menschenopfer verbunden waren, aber der Arm der Kolonialverwaltung reichte nur in einzelnen Fällen in die versteckten Örter des Urwalds hinein. Die Missionare fanden ihn deshalb noch in voller Blüte stehen. Ebenso übten die Wahrsager und Zauberer ihre Tyrannei unbeschränkt aus, und ihr Spruch entschied nicht selten über Leben und Tod. In dieses Dunkel des Heidentums fielen nun die erhellenden Strahlen des Evangeliums.

Untersuchungsreisen und Erschließung des Hochlands von Nkosi.

Galt es in den ersten Jahren zunächst im Küstengebiet festen Fuß zu fassen und dem Missionswerk für die kommenden Zeiten eine gesunde, dauernde Grundlage zu schaffen, so wurden die Missionare doch schon von Anfang an durch die mazedonischen Rufe von weither dazu aufgemuntert, die Botschaft des Heils zu den ferner liegenden Ortschaften und Volksstämmen zu tragen. Einen

Anfang zu dieser Ausdehnung des Werks bildete schon die Gründung der Station Mangamba im Abo-Land, wodurch die Brüder bereits zehn Stunden weit über die Grenzen der Stationen Bonaku und Bonaberi nach dem Inland zu geführt wurden. Ein weiterer Schritt nach vorwärts wurde durch die Errichtung der Station Lobetal am Sanaga getan, wodurch nicht nur den Stämmen der Mulimba und Bakoko das Evangelium nahe gebracht, sondern infolgedessen auch das Gebiet von Edea flußaufwärts und Klein-Batanga im südlichen Kamerun ihrem Gesichtskreis nahe gerückt wurde. Andere Predigtausflüge führten von Bonaku aus den Elungasi hinauf zu den Basa und in das zwischen diesem und dem Sanaga gelegene Gebiet der Elongasi, wo verschiedene Außenposten errichtet wurden.

Auch den Mongo hinauf fuhren die Brüder von Anfang an und verkündigten den Bewohnern der zahlreichen Uferorte die gute Botschaft und pflanzten, wie wir gesehen, im entlegenen Bakundu und Bombe ein schnell wurzelndes Reis des Christentums unter den abgöttischen Hinterwäldlern. Und von da drangen sie weiter nach Norden vor bis an die Ufer des Elefantensees.

Ebenso stiegen verschiedene Brüder häufig von der Ambasbucht und dem an ihrem Gestade liegenden Viktoria aus die Abhänge des Kamerungebirges hinan, hinweg über das mächtige Basaltgestein und durch die majestätische Urwaldung bis hinauf zu den zerstreuten Hütten der kriegerischen Bakwiri am „Gottesberg", um dem Bergvölklein das Wort des Friedens zu bringen und ein gesundes Heim auf den fieberfreien Höhen zu gründen.

Der erste bedeutendere Vorstoß aber gegen das Innere von Kamerun wurde von Mangamba aus unternommen. Es waren dies im eigentlichen Sinne des

Worts „Untersuchungsreisen"; denn sie galten der Erkundung von Gegenden, die mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt und von der Sage umwoben, sich täglich als ein Bergland mit gewaltigen Kuppen und Felsenspitzen dem nach Norden gerichteten Auge darboten. Aus jener Richtung strömte der wasserreiche Wuri und sein schiffbarer Nebenfluß, der Dibombe; von dorther schimmerte im Sonnenlicht wie eine märchenhafte Erscheinung der „Weiße Berg". Dunkle Wälder, von Elefanten belebt und von befruchtenden Rinnsalen durchzogen, breiteten sich als schweigende Wildnis zwischen dem Aboländchen und jener unbekannten Welt aus. Keine sichere Kunde drang von da zu den Ohren der Missionare; nur Geister- und Spukgeschichten wußte das Volk sich unter Gruseln von dort zu erzählen; keine Handelsstraße führte Vertreter jener Stämme des Berglands in das Küstengebiet herein. Da entschlossen sich die Brüder Autenrieth und Walker im März 1891, den Bann zu brechen und den Marsch nach Norden anzutreten. Aber der Versuch mißglückte. Ein Häuptling ließ sie seine Stadt nicht passieren und man sah sich zum Rückzug genötigt. Und doch winkten die hochragenden Gebirgsstöcke so verlockend.

Ein neuer Versuch wurde gewagt. Im März 1893 drangen die Brüder Scholten, Wittwer und Walker wiederum nach Norden vor und erreichten nach anstrengenden Märschen durch das Urwaldgebiet die Ortschaft Fan, wo das aus fruchtbarem Lavaboden bestehende Land die üppigste Vegetation aufwies. Hier war man dem Gebirge schon ziemlich nahe und hörte gar wundersame Dinge über dasselbe. Endlich war der Fuß des Gebirges erreicht, das auf der Südseite nur schroffe Abhänge zeigte. Vor allem zog der Gebirgsstock des ca. 2500 Meter hohen Kupe die Aufmerksamkeit auf sich. In allmählichem Aufstieg wand sich der Weg westlich um

denselben herum, bis die Reisenden nördlich vom Kupe die ersten Dörfer des Nkosi-Stammes und die Stadt Mpula erreichten.

Hier befand man sich schon auf einer Höhe von ca. 700 bis 800 Metern, wo sich die frische Bergluft in angenehmer Weise bemerklich machte. Zugleich tat sich ihnen eine andere Welt auf. Anstatt der langgebauten rechteckigen Häuser des Küstengebiets sah man hier nur runde Hütten mit turmartigen, spitz zulaufenden Dächern. Die langen Hüttenreihen waren von saubern Straßen durchzogen. Herden von wohlgenährten Schafen, Ziegen und Rindern weideten auf dem grünen Rasen, der die Dörfer umzog. Dabei fand sich überall eine dichte und regsame Bevölkerung. Aber schon ertönten hier die Laute einer fremden Mundart, deren Satzbau darauf hindeutete, daß man bereits an der Grenzscheide der Bantu- und der Sudansprachen stand. Aus diesem Grund war auch die Verkündigung des Evangeliums vorderhand eine beschränkte. — Wohlgemut wurde der Rückmarsch angetreten, und zwar nach Südwesten dem Mongo zu, den man nach zwei starken Tagereisen erreichte. Von da führten die Fluten des Stromes die Reisenden wieder der Küste zu.

Dieser ersten Kundschaftsreise im März folgte bald darauf im Juni bis Juli 1893 eine noch viel ausgedehntere Predigtreise der Missionare Autenrieth und Wittwer. Wieder ging's dem Fan-Gebiet und den Nkosibergen zu. Auf der Wanderung dahin stießen sie unversehens auf jenen weißen Berg, den man schon längst von Mangamba aus wegen seiner hellen Gestalt als eine unerklärliche Erscheinung angestaunt hatte. Er wurde erklommen und erwies sich als ein erloschener Vulkan mit tiefer Krateröffnung, der sich kegelartig ca. 300 Meter hoch isoliert und steil aus der ihn umgebenden Urwaldung erhob. Hellschimmerndes Gras, das ihn wie ein Mantel

umhüllte, ließ ihn in jener eigentümlichen Färbung erscheinen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man auch unfern des Berges den kleinen Didia-See, der geheimnisvoll in der stillen Einsamkeit des Urwalds sich vor ihnen ausbreitete und wie der weiße Berg wahrscheinlich vulkanischen Kräften sein Dasein verdankt.

Von hier aus war das Bergland von Nkosi bald erreicht, aber nur von Autenrieth allein, während sein Gefährte fieberkrank auf dem Wasserweg des Dibombe nach Abo zurückkehrte. Autenrieth ließ sich in Nyasoso, dem auf dem Nordabhang des Kupe gelegenen Hauptort von Nkosi, für mehrere Wochen nieder, knüpfte freundliche Beziehungen mit dessen Bewohnern an und machte sich mit Land und Leuten bekannt. War auch die Sprache eine andere als die im Küstengebiet gesprochene, so fanden sich doch leidliche Dolmetscher, um den willigen Zuhörern die bisher nie gehörte gute Botschaft zu verkündigen. Der Versuch aber, von Nyasoso noch weiter nach Norden vorzudringen, scheiterte an der Furcht und dem Mißtrauen der dortigen Stämme.

Seitdem zog es die Missionare in Mangamba immer mächtiger nach jenem Hinterland mit seinen herrlichen Bergen, zu dem Volk, dem noch keine Leuchte des Heils schien. Missionar Autenrieth gedachte deshalb im Jahr 1894 sich wieder dahin auf den Weg zu machen und mit der Missionsarbeit daselbst zu beginnen; aber es fanden sich keine Begleiter, da sie das Bergland mit seiner Bevölkerung fürchteten. Statt dessen schlug er die Richtung nach Nordosten ein und drang bis zum Nlonako und Manenguba-Gebirge vor. Auch hier fand er ein wundervolles, bis jetzt noch unbekanntes Bergland, das vor ihm noch keines Missionars Fuß betreten hatte und dem noch kein Evangelium erschollen. Seinem weiteren Vordringen wurde jedoch von der mißtrauischen Bevölkerung gewehrt.

Dagegen gelang es ihm im folgenden Jahre (1895), dem Nkosi-Lande einen nochmaligen Besuch abzustatten und die früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen. Trotz anfänglichem Widerstand von seiten der feindlich gesinnten Nachbarorte wußte er sich das dortige Heimatrecht zu erwerben und begann in Nyasoso mit dem Bau eines einfachen Bretterhäuschens, das den ersten beiden dort stationierten Missionaren als vorläufiges Obdach diente.

Damit hatte man in jenem Bergland Fuß gefaßt, und die Bahn zur Missionsarbeit unter einem bisher unbekannten Volk war gebrochen. Doch galt es zunächst noch viel Argwohn zu überwinden und dem Banne des Aberglaubens und der Furcht vor den Weißen entgegen zu wirken. Erst allmählich wich das Mißtrauen der Bevölkerung, und am 20. April 1896 konnte mit dem Bau einer Kapelle, der ersten im Nkosi-Lande, begonnen werden. Zugleich wurde die Errichtung von Stationsgebäulichkeiten in Angriff genommen und in den folgenden Jahren zu Ende geführt.

Die Missionsarbeit fand jedoch hier einen harten Boden, und von Fortschritten, wie man sie im Küstengebiet in den ersten Jahren erlebte, von einer Bewegung, wie sie z. B. in Mangamba einsetzte, war nichts zu bemerken. Im Gegenteil; das Bergvolk von Nkosi zeigte sich äußerst spröde und äußerte kein Verlangen nach dem Evangelium, ja nicht einmal nach einer Hebung seiner äußeren Verhältnisse. Die Missionare waren eine Zeitlang beständigen Diebstählen ausgesetzt und wurden durch Streike bedrückt, indem die Eingeborenen den Preis der Lebensmittel immer und immer wieder in die Höhe zu treiben suchten. Zum Gottesdienst kamen zeitweise nur die Schüler, die gegen Darreichung der Kost auf der Missionsstation beschäftigt wurden. Diese ablehnende Stellung der Nkosi-Leute gegenüber den Be-

mühungen der Missionare hatte zum Teil darin ihren Grund, daß die von der Küste ausgehende Kulturbewegung noch nicht bis in jenes entlegene Inlandgebiet vorgedrungen war und erst nach und nach durch die Mission ihren Weg dahin fand. Auch die Verschiedenheit der Sprache, die erst von den Missionaren erlernt werden mußte, erschwerte jahrelang die Arbeit, und es währte geraume Zeit, bis die ersten Taufen an den Nkosi vollzogen werden konnten. Immerhin war und blieb man auch unter diesen erschwerenden Umständen der getrosten Zuversicht, daß auch unter dem Nkosi-Volk, so sehr es in seiner Abgeschlossenheit im finstersten Heidentum saß und vom gröbsten Aberglauben befangen war, mit der Zeit der Bann der Geisterfurcht weichen werde. Und wie sich die Nebelschleier des Kupeberges vor den Strahlen der Morgensonne zerstreuen müssen, so wird auch die Leuchte des Evangeliums die Finsternis des heidnischen Nkosi verscheuchen.

Während die ersten Vorstöße landeinwärts das Ergebnis hatten, daß die Stationen Bombe und Nyasoso als Mittelpunkte für die Missionsarbeit im Inland angelegt wurden, dienten verschiedene andere Reisen nur dazu, die bisher unbekannten und unerforschten Gebiete im Norden und Nordwesten des Landes zu erkunden und den dortigen Völkerstämmen das Evangelium anzubieten. So bereiste man die westliche Abdachung des Kamerungebirges und dehnte die Reisen von Viktoria und Bombe bis ins Balondo-Land im Nordwesten aus, wo man unter der dichten Bevölkerung ein Verlangen nach Lehrern weckte. Es war dies das weite Gebiet zwischen dem Kamerungebirge im Süden und den Rumpibergen im Norden, zwischen dem Mongofluß im Osten und dem Delta des Rio del Rey im Westen. Man fand hier ein

wasserreiches Land mit dem Richard-, Elefanten- und Sodensee, ein Land, das von den Rumpibergen aus gesehen, wie ein Garten Gottes dalag, mit herrlichen Wasserfällen des Meme und seines Nebenflusses Uwe, die in Kaskaden tosend über Felsenbänke stürzen. Kein Wunder, daß der Blick der Missionare auch auf diesen bevölkerten Gegenden haften blieb und daß sie am liebsten auf den Höhen der Rumpiberge ebenfalls eine Station errichtet hätten. Doch die Basler Mission ist nach Gottes Fügung nicht nach jener Richtung, sondern in späteren Jahren, nachdem das Werk auf den bestehenden Stationen auch innerlich gefestigt war, in ihrem Vormarsch noch über die Urwaldzone hinaus auf das Terrassenland des Innern, ins sogenannte „Grasland" geführt worden. Doch davon später.

Zuvor sind noch zwei Stationsgründungen zu erwähnen: die von Buea und von Sakbayeme, wovon jedoch die letztere in die neuere Zeit fällt.

Auf den Höhen des Kamerungebirges.

Aus dem ungesunden, fieberreichen Tiefland hatte es seiner Zeit schon die Baptistenmissionare auf die luftigen Höhen des Gebirges gelockt. Von Viktoria aus, das den Schlüssel zum Berglande bildete, waren sie hinaufgestiegen und hatten sich vorübergehend im ersten Bakwiridorf Bondjongo niedergelassen. Von ihrer Arbeit daselbst waren aber nur noch wenige Spuren übriggeblieben, da den wenigen Christen die Pflege gefehlt hatte. Die ehemalige Stätte der Missionsniederlassung war seit Jahren verlassen und verwildert, als die Basler Missionare zum erstenmal Bondjongo aufsuchten und das kleine Erbe der Baptisten antraten.

Doch nicht Bondjongo, dessen Christen schließlich von Basel abfielen, war es, das man als Station ins Auge

faßte. Das Bedürfnis, eine Erholungsstätte für die Missionsgeschwister des Tieflands auf den gesunden Höhen des Gebirges zu haben, führte dazu, daß man das vielgepriesene Buea, den höchstgelegenen Bakwiriort, als Gesundheitsstation ersah. Es wurde zu diesem Zweck zunächst eine kleine Rindenhütte auf einem Bergplateau oberhalb Buea errichtet und ein Nationalgehilfe daselbst stationiert, der unter dem Hirten- und Jägervolk der Bakwiri einen Anfang mit der Missionsarbeit machen sollte. An die Stelle der provisorischen Hütte trat schon 1890 ein steinernes Haus, das den erholungsbedürftigen Missionsgeschwistern ein gesundes Heim bieten und die spätere Besetzung der Station anbahnen sollte. Doch dazu sollte es nicht so bald kommen. Infolge der unglücklichen Expedition des Hauptmanns v. Gravenreuth im November 1891 wurde das Haus, worin sich die Expedition während der Abwesenheit der Missionare einquartiert hatte, von den erbitterten Bakwiri von Grund aus zerstört und damit auch den Anfängen der Missionsarbeit ein jähes Ende bereitet.

Der Zugang zu diesem Teil des Gebirges blieb hierauf für längere Zeit verschlossen, bis die unbotmäßigen Bakwiri unterworfen und durch das Eingreifen der deutschen Regierung wieder friedlichere Verhältnisse unter den Bergbewohnern geschaffen waren. Erst jetzt konnte man es wieder wagen, Buea aufzusuchen; aber für eine ersprießliche Missionsarbeit schien vorderhand dort wenig Aussicht zu sein, da die Bewohner durch einen Strafzug der Regierung von ihrem bisherigen Wohnsitz vertrieben und in die Wälder zerstreut worden waren. So verzog sich der Wiederaufbau der Station noch einige Zeit, bis es im Jahre 1896 zur Errichtung eines Erholungshauses in Buea kam. Zugleich nahm ein Missionar die Missionsarbeit unter den Bakwiri auf. Diese war freilich sehr erschwert und erschien anfangs bei

der Gleichgültigkeit der Leute gänzlich hoffnungslos. Zudem lebten die ehemals freien Söhne der Berge aus Furcht vor der Regierung äußerst zerstreut und in versteckten Schlupfwinkeln des Waldes. Von tiefem Mißtrauen gegen die Weißen erfüllt, wollten sie nichts wissen von der neuen Zeit, durch die sie sich in ihrer Abgeschlossenheit und Freiheit gestört sahen. Die Aussichten für ihre Zukunft waren auch in der Tat trübe genug; denn die ungeheure Ausdehnung der Plantagenwirtschaft an den Abhängen des Gebirges wurde allgemach zur drohenden Gefahr für den ganzen Volksstamm. Es handelte sich für die Bakwiri um den Verlust ihres Landes und ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit, und sie standen in Gefahr, in eine unheilvolle Abhängigkeit der Weißen zu geraten. Dieser Gefahr konnte indes, wie schon gesagt, durch das kräftige Eintreten der Mission zugunsten der bedrängten Bergbewohner mit Hilfe der Regierung nach hartem Kampf mit den entgegenstehenden Persönlichkeiten vorgebeugt werden. Doch mußten sich's die Bakwiri gefallen lassen, daß sie ihre Dörfer näher zusammenzulegen und sich auf bestimmten Reservaten anzusiedeln hatten. So ist die ehemalige Bevölkerung von Buea jetzt eine halbe Wegstunde oberhalb der früheren Wohnsitze und der europäischen Niederlassung angesiedelt.

Infolge dieser widrigen Verhältnisse und der durch die Landfrage hervorgerufenen Beunruhigung des Bakwirivolkes währte es längere Zeit, bis sich die Missionare das volle Vertrauen der Bevölkerung erwerben konnten. Und auch als die Bakwiri schließlich in den Missionaren ihre treuesten Sachwalter und Freunde erkannten, beharrten sie in zähester Weise bei ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem Evangelium. Erst nach jahrelanger mühevoller Arbeit konnte in Buea der Erstling getauft werden, während das Heidentum unerschüttert blieb.

Leider fand auch der Branntwein immer mehr seinen Weg auf jene Höhen.

Um so schöner entwickelte sich das Schulwesen, das in Buea gepflegt wurde. Im Jahr 1899 wurde das neugegründete Gehilfenseminar dahin verlegt, und neben ihm entstand noch eine gutbesuchte Knabenanstalt und Mittelschule. Aus diesen Anstalten, um dies hier vorauszuschicken, gingen 1903 die ersten von der Mission ausgebildeten Bakwiri-Gehilfen hervor, während man vorher ausschließlich mit Leuten hatte arbeiten müssen, die als andere Stammesangehörige der Bakwirisprache nicht genügend mächtig waren. Mehr und mehr konnte das ganze Gebiet, darunter auch der Westabhang des Kamerungebirges in den Bereich der Missionsarbeit gezogen und verschiedene Außenstationen mit einfachen Volksschulen errichtet werden.

Ausbau nach innen und außen.

Das erste Jahrzehnt der Kamerunmission war vorüber. Dem schweren Anfang war ein überraschender Aufschwung und eine bedeutende Ausdehnung des Werkes gefolgt, wie es kein Basler Missionsgebiet in Afrika und Asien je zuvor erlebt hatte. Wie im Sturmschritt ging es auf verschiedenen Stationsgebieten voran: im Aboland, im Wuri- und Sanagagebiet. Eine Bewegung unter dem Abovölkchen führte ganze Scharen dem Christentum zu; am Wuri und Mongo sahen sich die Geheimbünde der Losango bedroht und fielen da und dort der neuen Zeit zum Opfer. Im Bakundulande loderten Feuer auf, in die das Volk seinen Götzenkram warf. An Stelle der gestürzten Losango hielt das Christentum seinen Einzug. Allenthalben tat sich ein Verlangen nach Lehrern kund, und der fortschrittlich gesinnte Kameruner war auf einmal begierig nach europäischer Weisheit. Mit der Schule fand zugleich das Christentum Eingang; denn die Bil-

dung, die nur von der Mission befriedigt werden konnte, trat ihm fast ausschließlich in der Gestalt des Christentums entgegen. Fröhliche Tauffeste folgten, und eine Station rief der anderen. Die Völkerschaften am Sanaga bis hin nach Batanga im Süden ließen sich in diesen Kreis hereinziehen und verschiedene Forschungsreisen landeinwärts erschlossen dem wandernden Missionar neue Völkerstämme und Gebiete. Gleichsam mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel hielt die Mission ihren Einzug nach allen Richtungen hin. Es war ein Wehen des Lebensodems Gottes auf dem weiten Felde der Totengebeine, und dem blütenreichen Frühling war eine reiche Ernte gefolgt. Am Schluß des ersten Jahrzehnts (1. Januar 1897) konnte man auf einen Bestand von 7 Hauptstationen, 91 Außenstationen, 1473 Gemeindegliedern, 620 Taufbewerbern, 88 Schulen und 2100 Schülern blicken.

Wie im Sturm war die Ausdehnung erfolgt. Ohne daß es von der Basler Mission im Unternehmungseifer angestrebt worden wäre, hatte das Werk in der kurzen Spanne eines Jahrzehnts einen Umfang angenommen, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Das Gebäude, das zum Teil auf dem schwachen Fundamente der Baptisten, zum Teil als Neubau von ihr aufgerichtet worden war, hatte sich zu einer Höhe und Größe erhoben, dem die kurze Bauzeit nicht zu entsprechen schien. Und doch glaubte man, mit aller Solidität gebaut zu haben. Aber es zeigte sich bald, daß der rasche Fortschritt und die stürmische Ausdehnung den Missionsarbeitern über den Kopf gewachsen war. Es trat ein Rückschlag ein, und die heimatliche Leitung, in der richtigen Erkenntnis, daß dem Aufbau auch ein gründlicher *Ausbau* zur Seite gehen müsse, rief dem Vorgehen der Missionare noch zur rechten Zeit ein energisches Halt zu. Hiezu forderte aber auch der Stand der Gemeinden gebieterisch auf. Denn

während das Werk nach außen hin stetig gewachsen war, zeigten sich in den Gemeinden schwere Schäden. „Es war nicht mehr abzusehen, wie die Mission neben dem unaufhaltsamen Vordringen in neue Gebiete die Vertiefungs- und Erziehungsarbeit auf den alten Stationen bewältigen sollte. Ein sittlicher Bankerott, die ärgste Folge ungesunder Ausdehnung, schien zu drohen." Um die Krisis zu überwinden, wurde in den nächsten Jahren keine neue Station mehr gegründet und nur noch dem Ausbau des Bestehenden gelebt.

In welchem Grade dies nötig war, zeigte sich auf verschiedenen Stationsgebieten. Da und dort war im Wachstum der Gemeinden ein Stillstand eingetreten. Manche Gemeinden machten ihrem Missionar viel Not durch Lässigkeit im Schulbesuch, Gemeindebauten und Entrichtung der Kirchensteuern, durch Neigung zum Schnapstrinken, durch Hang zu Fleischessünden und durch Teilnahme an heidnischen Lustbarkeiten. Die Ausschließung der unbefestigten, innerlich unreifen Christen mehrten sich in erschreckendem Maße und betrugen in den Jahren 1895 bis 1899 durchschnittlich fast 9 Prozent.

Die Ursachen hievon lagen in verschiedenen Umständen. Bei vielen Christen war die anfängliche Begeisterung verflogen und an ihre Stelle eine Art von Enttäuschung getreten. „Man fing an, sich zu fragen, ob sich denn das Christsein lohne, und kam zu einem negativen Ergebnis. Als Heide hatte man sich den Götzendienst viel kosten lassen; wozu jetzt neue Lasten tragen? Damals waren alle fleischlichen Freuden erlaubt gewesen; warum waren sie jetzt verboten? An der neuen Kultur, das hatte man gemerkt, konnte man auch als Heide teilnehmen, ja noch besser, denn das Christentum war dem irdischen Vorteil (z. B. beim Schnapshandel und der Vielweiberei) oft nur im Wege. Für geistlichen Gewinn und ewiges Leben aber hatte man

noch kein rechtes Verständnis; man hatte sich die Güter des Christentums doch viel greifbarer gedacht. Die meisten mögen diese Rechnung unbewußt gemacht haben, aber die Tatsache bleibt, daß trotz alles Ermahnens der Missionare viele aus der Gemeinde ausschieden."

Auch die Heiden nahmen teilweise eine andere Stellung ein. Die Forderungen des Christentums erschienen ihnen gegenüber dem Heidentum zu schwer, die materiellen und geistigen Ergebnisse derselben zu gleichwertig. „Was habe ich davon, wenn ich Christ werde? Ich muß ja doch sterben!" Das war nicht selten ihre Entgegnung, wenn der Ruf der Heilsbotschaft an sie erging. Mit der Abschaffung der Geheimbünde, die von der Regierung in ihrem Machtgebiet durchgeführt wurde, war das Heidentum nicht erschüttert und der Mission nicht Bahn gebrochen; wohl aber wurde dadurch manchem Häuptling die nötige Autorität zur Handhabung der Justiz aus den Händen genommen, wodurch unter Umständen Zuchtlosigkeit und Verwilderung einriß. Daran sollte dann das Christentum Schuld sein, indem die Christen als die Zerstörer der alten Sitte galten. Hiezu wirkten noch schlimme Einflüsse von außen: die Verseuchung durch den eingeführten Schnaps und das böse Beispiel durch sittlich verwilderte Europäer. Selbst die römische Mission mit ihrer rücksichtslosen Propaganda wurde für manche schwache, wankende Christen zum Fallstrick.

Die rasche, ungestüme Ausdehnung der Kamerunmission hatte aber auch zur Folge gehabt, daß das geistliche und geistige Leben in den Gemeinden zu wenig entwickelt war. Viele Christen glichen Treibhauspflanzen, die nicht wetterhart waren. Es fehlte an christlichen Familien, vor allem an christlichen Frauen, die den Grundstock des Gemeindelebens gebildet hätten. Ein großer Teil der Christen bestand aus Jünglingen und

Männern, die bei ihrer Verheiratung auf heidnische Mädchen angewiesen waren. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl von Missionaren und den unverhältnismäßig vielen Außenposten konnte den einzelnen Christen wie dem gesamten Gemeindewesen nicht die erforderliche Pflege zugewendet werden. Der Taufunterricht mußte fast ganz den eingeborenen Lehrern überlassen bleiben. Diese aber waren meist sehr schwache, gering geschulte, unreife Leute, die zum Teil in bitterer Notlage auf verantwortungsvolle Posten hatten gestellt werden müssen, weil die rasche Vermehrung der Missionsposten deren Besetzung gebieterisch verlangte. Die Missionare konnten aber bei der Größe des Gebiets nicht überall zugleich sein, um Kontrolle zu üben, Anleitung zu geben und die Gehilfen weiterzubilden, sowie in den Gemeinden Frieden zu stiften, Sünden ans Licht zu ziehen, Taufbewerber zu prüfen, Abendmahl auszuteilen und geistliche Anregung zu geben. Das Ergebnis des ersten Jahrzehnts war demnach: „Schnell emporgewachsene Gemeinden, mit manchen Spuren von Leben, aber äußerlich und innerlich wenig befestigt; zahlreiche, aber flüchtig gebildete und meist unerprobte Gehilfen, unselbständige Leute auf verantwortungsvollen Posten; endlich vom Klima geschwächte, durch Tod dezimierte, mit Arbeit überladene Missionare." Alles trug den Stempel der Eile, zu der man durch die Verhältnisse fortgerissen worden war.

So erklärlich die angeführten Zustände waren, so durften sie doch nicht entmutigen, wennschon die Lage ernst genug war. Aber Abhilfe tat not, wenn nicht die Gefahr einer oberflächlichen Christianisierung eintreten sollte. Die heimatliche Leitung der Basler Mission stellte deshalb schon im Dezember 1896 fest, daß die fernere Ausdehnung der Mission in Kamerun im Tempo der letzten Jahre die persönlichen Kräfte der Mission überstiege und gab die Parole aus: Nicht Ausdehnung,

Station Bombe.

sondern Vertiefung und Ausbau des Bestehenden. Zwar sollte die Erweiterung des Gebiets nicht künstlich aufgehalten, aber auch nicht angestrebt werden. Dagegen sollten alle Kräfte in den nächsten Jahren auf das besetzte Gebiet, besonders auf die Befestigung der Gemeinden konzentriert werden. Aus diesem Grunde wurde ein Ruf, der damals die Basler Mission zum Eintritt in die Arbeit in Bali und in Yaunde einlud, mit schwerem Herzen abgelehnt. Man wollte nicht neue Verpflichtungen auf Kosten der bestehenden Arbeitsgebiete eingehen. Was man aber als notwendig erkannte, war eine gründliche, gesunde christliche Erziehung der Jugend, Heranbildung tüchtiger eingeborener Arbeiter und daneben treue Pflege der vorhandenen Gemeinden. Ebenso wurde die Herstellung einer christlichen Literatur betont.

Zur Hebung des Schulwesens diente zunächst ein Normallehrplan, der für den Unterricht in den Mittelschulen und im Seminar 1898 eingeführt wurde. Ebenso erhielten die Volksschulen einen einheitlichen Lehrplan, dessen Anforderungen nach und nach erhöht wurden. Zur Kontrolle der Lehrer und ihrer Leistungen wurden Diarien auf den Außenposten eingeführt und einem Missionar die Leitung des gesamten Schul- und Erziehungswesens übertragen. Zu den schon bestehenden Mittelschulen in Duala und Lobetal traten noch fünf neue Anstalten hinzu, drei für Knaben und zwei für Mädchen. Für letztere war überhaupt bis jetzt nichts Nennenswertes geschehen. Dem Bedürfnis nach höherer Bildung, auch solcher, die sich nicht dem Missionsdienst widmen wollten, sollten die Schulen in Bonanjo und Bonabela im Stationsbezirk Bonaku dienen, deren Hauptfach die deutsche Sprache bildete. Die Unterhaltung der Schule in Bonanjo übernahm in dankenswerter

Weise der evangelische Afrikaverein. Die im Dienst stehenden Gehilfen suchte man durch Einführung von wöchentlichen oder monatlichen Fortbildungskursen zu fördern und ihre Beförderung im Gehalt von einem Examen abhängig zu machen.

Ein weiterer Grund zur Vertiefung und Hebung des gesamten Gemeindelebens wurde dadurch gelegt, daß man daran ging, eine bessere und verständlichere Übersetzung des Neuen Testaments aus dem Grundtext herzustellen, indem sich der Erstlingsversuch von Saker (nach dem englischen Bibeltext) längst als unzulänglich, wenn nicht als unbrauchbar erwiesen hatte. Missionar E. Schuler unterzog sich mit Geschick dieser Aufgabe und führte auch die Arbeit glücklich zu Ende. 1901 konnte das Neue Testament, von der Stuttgarter Bibelgesellschaft gedruckt, den Gemeinden und Schulen in Kamerun übergeben werden. Jetzt bilden außer dem Neuen Testament eine Fibel, Sprachlehre und Wörterbuch, Katechismus und Spruchbuch, Gesangbuch, Biblische Geschichten, Bunyans Pilgerreise, ein Melodienbuch, das Herzbüchlein und eine Liturgie den Grundstock einer christlichen Duala-Literatur. Zur Pflege des Gemeindelebens dient auch ein christliches Monatsblatt, das zugleich ein Bindeglied zwischen den verschiedenen Gemeinden sein soll.

Zur Vermehrung christlicher Erkenntnis aber in den Gemeinden, zur Pflege des Familienlebens und zur Heranziehung eines tüchtigen Ältestenstandes, worauf schon von Anfang an so weit als möglich Gewicht gelegt worden war, wurde durch Konzentrierung und möglichste Verstärkung der Kräfte alles getan, was unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen von seiten der Missionare geschehen konnte.

So wurde mit Gottes Hilfe die drohende Krisis noch rechtzeitig abgewendet und das Schifflein der Mission im rechten Fahrwasser erhalten.

Wieder vorwärts!

a) Aufwärts am Sanaga.

Fünf Jahre lang hielt man in der Erweiterung des Missionsgebiets inne. Aber ein Stillstand war es nicht. Während dieser Zeit wurden die vier Stationen Buea, Nyasoso, Bombe und Edea, die bereits in den ersten Stadien ihrer Entstehung waren, vollends ausgebaut. Der Bau ihrer Häuser, die Begründung des Schulwesens, die Besetzung verschiedener Außenplätze, die entsprechende Vermehrung des europäischen und eingeborenen Personals nahmen zunächst Zeit und Kräfte in Anspruch. Aber auch auf den älteren Stationsgebieten wuchs das Werk ununterbrochen, wenn freilich nur innerhalb der abgesteckten Grenzen. Nachdem jedoch jene vier Stationen ausgebaut waren und ihren Einfluß auszuüben begannen, mußte auch das Werk nach den bisherigen unabänderlichen Gesetzen über die abgesteckten Grenzen hinaus wachsen. Drängte doch das geistige Erwachen der Völker Kameruns, das der politischen und wirtschaftlichen Erschließung des Landes auf dem Fuße folgte, auch die Mission mit eisernem Zwange zu weiterem Vorgehen, wenn anders sie sich nicht die hoffnungsvollsten Missionsgelegenheiten wollte entgehen lassen.

Eine Vorwärtsbewegung bedeutete die Ausdehnung der Arbeit am Sanaga von der kurz zuvor erstandenen Station Edea aus. Von hier aus gründete man im Laufe der Jahre einen Außenposten nach dem andern unter den verschiedenen Volksstämmen, die das waldige Bergland zu beiden Seiten des Sanaga bewohnen; denn man erkannte, daß Edea den Schlüssel für das weitere Vordringen ins Innere bildete und daß man nicht an seiner Grenze stehen bleiben dürfe, wenn man nicht das ganze Gebiet der römischen Mission überlassen wollte. Ein

Vormarsch am Sanaga hinauf war jedoch zunächst noch mit Lebensgefahr für den Missionar verbunden, da Zauberei und rohes Heidentum der wilden Volksstämme sich dem Verkehr mit den Weißen verschloß und die Oberhoheit der deutschen Regierung nicht anerkennen wollte. Doch auch dieser Bann wurde nach und nach gebrochen. Die Missionare fanden Zugang zu den dortigen Völkern und gewannen ihr Vertrauen. Es folgte ein Erwachen der bis dahin abgeschlossenen und im Todesschlaf liegenden Volksstämme bis hin zum Grasland der weiten Hochebene. Das Bedürfnis nach Bildung und das Gefühl, daß eine neue Zeit angebrochen sei, führte der Mission Scharen von Lernbegierigen zu und erweckte den Wunsch nach Lehrern und Schulen.

Diesem Bedürfnis suchte man soweit als möglich nachzukommen, und so entstanden von Edea aus eine große Anzahl von Missionsposten, die von eingeborenen Lehrern besetzt wurden und sich über mehrere Stammesgebiete erstreckten. Da sie jedoch zum Teil sehr entlegen waren und die dortigen Eingeborenen nicht nur sehr zerstreut wohnen, sondern auch aus Aberglauben und durch den Fetischpriester veranlaßt ihre Wohnsitze häufig wechseln, ließ sich Missionar Hässig im Nordosten des weiten Gebiets am Sanaga nieder und errichtete bei Sakbayeme auf einem Hügel eine provisorische Wohnung, um von diesem zentralgelegenen Punkte aus die umwohnenden Volksstämme der Basa leichter zu erreichen. Dies geschah 1904, und bald ließ sich der Einfluß der Mission unter ihnen wahrnehmen. Wo früher Mord und Totschlag eine Ehre war, kehrte Friede und Sicherheit ein. Aus den verschiedensten, zum Teil noch ganz wilden Stämmen stellten sich Abgesandte von Häuptlingen ein und baten um Lehrer. Ende 1904 hatte Sakbayeme über 300 Taufbewerber und etwa 1600 Schüler. Als man an Weihnachten jenes Jahres Gottes-

dienst hielt, fanden sich gegen 400 Menschen dazu ein, die etwa zwanzig Stämmen des Sanagagebiets angehörten.

Die offenen Türen, die hier allenthalben der Mission aufgetan waren, erforderten natürlich auch bald eine bedeutende Verstärkung von europäischen und eingeborenen Arbeitern und führten schließlich dazu, Sakbayeme zur Hauptstation auszubauen. Dieser Stationsbau wurde, während man die Missionsarbeit im weiten Gebiet mit anhaltendem Erfolg weiter betrieb, im Lauf des Jahres 1907 glücklich zu Ende geführt, und es ist somit Sakbayeme zurzeit der vorgeschobenste Missionsposten auf der Sanagalinie. Mit der Station ist zugleich eine Knabenanstalt verbunden, während die Mutterstation Edea eine Erziehungsanstalt für Mädchen aufweist. Von der raschen Entwicklung des Stationsgebietes Sakbayeme aber zeugen nicht nur die zahlreichen Heidentaufen der letzten Jahre, wodurch sich die Gemeinde bis zum 31. Dezember 1907 auf 315 Seelen vermehrte, sondern auch die große Zahl der Außenstationen, deren es jetzt 34 sind. Ja, sie könnten noch um ein Bedeutendes vermehrt werden, wenn genügend Lehrer zur Verfügung stünden. Lagen doch zu Anfang des Jahres 1907 nicht weniger als 31 Bitten um Lehrer vor. Allenthalben trifft man eine empfängliche Jugend, die an Begabung den Duala nicht nachsteht. Die Zahl der Schüler betrug am 1. Jan. 1908 nicht weniger als nahezu 1200, darunter 1048 Heiden. Charakteristisch für dieses Stationsgebiet ist, daß die Schüler meist auch ihre Wohnung beim Lehrer auf der Außenstation haben, da die Bevölkerung nicht in geschlossenen Dörfern, sondern in einzelnen Höfen wohnt und die Schüler wegen der Entfernung zu weit in die Schule hätten. Sie sind deshalb gewöhnlich in einem besondern Schülerhaus auf der Station untergebracht, wo sich auch die Christen hie und da anzusiedeln pflegen. Schmucke Kapellen und

Lehrerhäuser erheben sich auf den meisten dieser Missionsposten. Zu bedauern ist nur, daß man in dem Gebiet, für das in wenigen Jahren so viele Lehrer aufgebracht werden mußten, teilweise nur mit schwachen Kräften arbeitet und daß Lehrer und Gemeinden sehr der Pflege und Aufsicht bedürfen, wenn etwas Dauerndes zustande kommen soll. Doch ist es bei aller Mühe und Sorge ein fröhliches Wirken in dem weithin offen stehenden Lande.

b) Hinein ins Grasland.

Fast zu gleicher Zeit, als die Basler Mission von Edea aus den Sanaga entlang aufwärts drang und Sakbayeme zum Ausgangspunkt für die Arbeit unter jenen Völkerschaften machte, wurde sie in der Richtung nach Norden in ein ganz neues Gebiet, nach Bali geführt. Es bedeutete dies zugleich einen Vorstoß in das Hinterland des deutschen Schutzgebiets, gegen 14 Tagereisen oder 80 Wegstunden weit von der Küste entfernt, wo sich jenseits der Urwaldzone das sogenannte Grasland als herrliche Hochebene hinzieht.

Die Besetzung dieses Gebiets unterschied sich wesentlich von dem bisherigen Vorgehen der Basler Mission in Kamerun. Seit ihrem Eintritt in die dortige Arbeit verdankten die einzelnen Stationen ihre Entstehung entweder einer vorhandenen Basis oder aber einem schrittweisen Vorgehen von gegebenen Angriffspunkten aus. Jedes neue Stationsgebiet war bis jetzt mehr oder weniger eine naturgemäße, mit der notwendigen Ausdehnung zusammenhängende Erweiterung der bisherigen Missionsarbeit.

Anders war es bei Bali, dessen Besetzung man in Basel am 11. Februar 1903 beschloß und schon im Mai desselben Jahres ausführte. Es handelte sich hier nicht bloß um eine vom Küstengebiet aus nach Norden hin gerichtete Ausdehnung des bisherigen Werks, sondern um

ein ganz neues Missionsunternehmen; denn bei der großen Entfernung Balis konnte von einem unmittelbaren Anschluß an die schon bestehenden südlichen Stationen nicht die Rede sein und das Werk mußte voraussichtlich unter ganz anders gearteten Landes- und Volksverhältnissen betrieben werden. Das sagte man sich im voraus, und diese Annahme hat sich auch in der Folgezeit bestätigt.

Das neue Missionsobjekt, das Volk der Bali, war trotz seiner entfernten Wohnsitze den Bewohnern des Küstengebiets nicht ganz unbekannt. Durch den Reisenden Dr. E. Zintgraff war es schon seit mehr als einem Jahrzehnt in den Vordergrund getreten. Als dieser vor zwei Jahrzehnten die bisher unbekannten Gebiete des Hinterlandes von Nordkamerun erkundete und dem Handelsverkehr zu erschließen suchte, durchquerte er das große Waldgebiet und erreichte als erster Weißer im Januar 1889 nach steilem Aufstieg die Hochebene, die den Südrand von West-Adamaua bildet. Ein weites, fruchtbares Grasland, mit Blumen geschmückt und von wohlgepflegten Pflanzungen durchzogen, lag vor ihm. Da und dort tauchten mächtige Felsengebilde und kühne Bergformen aus dem welligen Graslande auf. Es war eine neue Welt, in die er sich aus dem Urwald auf die Hochebene des Hinterlandes versetzt sah.

Auf seinem Weitermarsch gelangte er zu einem der kraftvollsten Stämme jenes Graslandes, zu den Bali. Ihr Oberhäuptling Garega nahm den Fremdling freundlich auf und es entspann sich zwischen ihm und Dr. Zintgraff ein derartiges Freundschaftsverhältnis, daß der Reisende daselbst die Station „Baliburg“ als Stützpunkt für die deutschen Interessen anlegte. Anderseits verfolgte aber auch Garega seine Interessen. Als weitschauender Politiker hatte dieser Balifürst schon längst die Wichtigkeit und Vorteile einer größeren

Staatenbildung erkannt, und es war das Ziel seines Ehrgeizes, die verschiedenen Völker des Graslandes unter seiner und seines Stammes Oberhoheit zusammenzuschließen. Hiezu sollte ihm der Weiße mit seinen Waffen, Schätzen und Ratschlägen behilflich sein.

Garega blieb auch bis an seinen Tod ein treuer Freund und Bundesgenosse der Deutschen. Dieselben freundschaftlichen Beziehungen wurden auch unter seinem Nachfolger Fo Nyonga („Herr der Geschlechter") unterhalten, obschon die Station Baliburg im Jahre 1893 aufgehoben wurde. Die Untertanen Garegas traten nach der Sicherung des Verkehrswegs durch die deutsche Regierung in Verbindung mit der Küste, tauschten hier ihre Produkte gegen europäische Waren aus und ließen sich selbst als Arbeiter für die Pflanzungen am Kamerungebirge anwerben. Auch als Schutztruppe stellten die reckenhaften Bali ihr Kontingent. Durch all das trat das sonst so entlegene Bali in regen Verkehr mit dem Küstengebiet, woraus auch der Häuptling in kluger Weise seinen Vorteil für seine politische Stellung zu ziehen wußte. Wurde ihm doch schließlich von der deutschen Regierung die Oberhoheit über die umwohnenden Stämme des Graslandes zuerkannt und ihm dadurch das politische Übergewicht in jenem Gebiet verschafft. Der nähere Verkehr mit den Bali ließ aber auch die Tatsache erkennen, daß dieser Volksstamm all den Völkerschaften des Waldlandes, denen jede politische Einheit fehlt und die trotz ihrer Berührung mit der Kultur der Küste auf einer tieferen Stufe der Gesittung stehen, physisch und intellektuell überlegen sei und daß er als Volk eine Zukunft habe.

Nicht immer haben die Bali ihre gegenwärtigen Wohnsitze innegehabt und es gehört zu den wunderbaren Führungen Gottes mit den Völkern, daß er diesen kraftvollen Volksstamm aus dem Bereich des Islam bis an

den Saum der Hochebene geführt hat, um ihn hier mit den Segnungen des Christentums bekannt werden zu lassen. Von den mohammedanischen Reiterscharen der Fulbe bedrängt, wanderten die Bali vor zwei Menschenaltern südwärts und ließen sich schließlich nach vielen Kämpfen zwischen den Hügelzügen des Graslandes nieder, um hier als freies Volk zu leben. „Der Pferdeschweif, der in Bali heute noch als königliches Zepter dient, ist eine stumme Erinnerung an die alten Wohnsitze im pferdereichen Adamaua."

Die Anregung zum Vordringen der Basler Mission nach jenem Grasland ging zunächst vom Arbeitsfelde selbst aus. Nachdem den Missionaren eine Zeitlang jede Vorwärtsbewegung untersagt gewesen war, regte sich doch sehr bald wieder der Wunsch, die Seile weiter zu spannen und Beziehungen mit den landeinwärts wohnenden Volksstämmen anzuknüpfen. Von der Station Bombe aus war man bereits zu den hochgelegenen bevölkerten Städten des zerklüfteten Rumpigebirges vorgedrungen, und der Balistraße folgend war Missionar Spellenberg im Sommer 1902 bis ins Stammgebiet des einst zahlreichen Banyang-Volkes gekommen. Die weiter landeinwärts gelegenen Gebiete des Graslandes dagegen waren bis dahin von der Mission unberührt geblieben. Was man aber durch deutsche Offiziere, Kaufleute und Reisende von jenen hochgelegenen herrlichen Länderstrichen, zumal von Bali, hörte, weckte das lebhafte Verlangen, unter diesem volkreichen Stamme mit der Missionsarbeit einzusetzen. Zudem waren schon wiederholt Aufforderungen an die Basler Mission ergangen, ihre Wirksamkeit dahin auszudehnen. Solches war sogar ums Jahr 1897 vom Bali-Häuptling selbst geschehen. Man konnte jedoch damals der Einladung keine Folge leisten, behielt aber die Angelegenheit im Auge, beschloß auch, sobald als tunlich eine Untersuchungsreise

dahin antreten zu lassen. Zu dieser kam es indes erst im Oktober 1902, als man im Ernst den Gedanken erwog, ob es nun nicht geboten sei, nach dieser Richtung hin das Werk auszudehnen. Zu diesem Behuf traten im Auftrag der heimatlichen Missionsleitung die drei Missionare Schuler, Keller und G. Spellenberg die weite Reise nach Bali an und zogen dort am 14. November 1902 ein.

Der Eindruck, den die ausgesandten Kundschafter von Land und Leuten für eine zu beginnende Mission erhielten, war durchaus günstig. Das Land erwies sich als viel dichter bevölkert und mit größeren Ortschaften besetzt als das Küstengebiet. Bei seiner Höhenlage durfte man auch gesundere Klimaverhältnisse erwarten, zumal ihm bei seinem Charakter als offenem Grasland die Stickluft des Urwalds fehlte; der wohlgepflegte Ackerbau verhieß den nötigen Bedarf an Lebensmitteln. Der König aber und sein Volk, das den Eindruck von Intelligenz und Strebsamkeit machte, zeigte ein ernstliches Verlangen nach der Mission, und wenn es auch noch kein wahres Heilsverlangen genannt werden konnte, so war es doch ein Sehnen nach den Segnungen der christlichen Kultur, vor allem ein Verlangen nach der Bildung der Weißen. Wie sehr aber der Eintritt der Mission in diesem Gebiet geboten war, zeigte ihnen der Umstand, daß bereits der aus den Hausastaaten vordringende Islam sich hier heimisch zu machen suchte.

Der Bericht der von Bali zurückgekehrten Missionare veranlaßte denn auch die Missionsleitung, das Bali-Gebiet schon im Frühjahr 1903 zu besetzen. Dies geschah zunächst durch Missionar Ernst und den Baumeister Leimbacher, die am 17. Mai dort eintrafen und zu denen Anfang 1904 noch Missionar Keller mit seiner Familie stieß. Damit betrat die Basler Mission ein Gebiet, dem bis jetzt noch kein Evangelium erschollen und nach dem

sich bereits der Islam ausstreckte, eine Welt, die zugleich der Basler Mission ganz neue Aufgaben stellte.

Als des Königs Gäste waren die Missionare beim Volk und weit über die Grenzen des Landes hinaus aufs beste eingeführt. So Nyonga ließ innerhalb von drei Tagen ein provisorisches Missionshaus aus Palmblattrippen aufführen, bis sich an dessen Stelle ein solider Stationsbau auf dem Missionshügel von Bali erheben würde. Nächst dem Sprachstudium wurde nun auch mit der regelrechten Missionsarbeit begonnen, indem man am 1. Dezember 1903 eine Schule in zwei Abteilungen eröffnete. Unter den Schülern befanden sich auch drei Söhne des Königs; ja der alte König selbst ließ sich noch auf die Schulbank nieder und suchte sich die Kunst des Lesens anzueignen. Währenddem wurde vom Baumeister Leimbacher der Stationsbau betrieben, wozu er sich aber erst eine Schar junger Bali, die er als Lehrlinge einstellte, zur Mithilfe heranziehen mußte.

Aus der Tagschule wurde rasch eine Kostschule, indem sich Schüler auch aus andern Städten einstellten; selbst Häuptlingssöhne fehlten nicht. Nur war der Unterricht durch den Mangel an Lehrbüchern sehr erschwert. Diesem suchte Missionar Ernst durch Herstellung von Lesestücken auf einer Handpresse möglichst bald abzuhelfen. Die in der Schule empfangenen neuen Gedanken wurden von den Schülern weiter unter das Volk getragen.

Noch schwieriger war es am Anfang, dem Volk mit der Predigt des Evangeliums nahe zu kommen. Denn abgesehen davon, daß die Missionare sich erst mit der fremden Sprache bekannt machen mußten, hatten die Bali weder Verständnis noch Bedürfnis nach einem höheren Willen als den ihres priesterlichen Oberhauptes, des Königs. Den Besuch ihrer kleinen Gotteshäuschen pflegten sie meist dem Zauberer zu überlassen; sie selbst

gingen nur hinein, wenn sie ein besonderes Anliegen auf dem Herzen hatten. In die religiösen Anschauungen der Bali aber gewannen die Missionare nur ganz allmählich einen Einblick und damit auch die Anknüpfungspunkte für die Verkündigung des Evangeliums. Wie mächtig aber der Aberglaube und die Geisterfurcht das Volk beherrschte, zeigte sich, als die Missionare an Weihnachten einige biblische Lichtbilder vorführten. Da erschrak selbst der König über die Geister der Europäer, die an der Wand erschienen und dann wieder verschwanden. Und daß es unter den Bali auch nicht an heidnischen Greueln fehlte, bewiesen die Trophäen, mit denen eine Kriegerabteilung eines Tages von einer Strafexpedition gegen ein Dorf zurückkehrte. Ihre Siegesbeute bestand in den abgeschnittenen Köpfen der Erschlagenen.

Übrigens trat in der Stellung der Bali zur christlichen Predigt sehr bald eine Wendung ein. Fo Nyonga selbst ging seinem Volk mit gutem Beispiel voran, indem er je und je am Gottesdienst teilnahm. Aus 300 wurden 500 Zuhörer, später sogar 1000 und mehr. Der Einwirkung der Mission ist es wohl auch zuzuschreiben, daß der König in aller Form den Sonntag als öffentlichen Ruhetag einführte. Das gepredigte Wort und der christliche Schulunterricht hat inzwischen auch unter dem Volk zu wirken begonnen, wenn es auch bis jetzt noch nicht zu Übertritten gekommen ist. Viele bekennen sich als Anhänger Jesu und betrachten Jehovah als ihren Gott. Auch die Gewissen erwachen, und die Leute zeigen Empfänglichkeit für den Trost des Evangeliums.

Mittlerweile hat in den fünf Jahren das Missionswerk in Bali nach außen und innen ein festeres Fundament erhalten. Außer den Wohnungen für die Missionsgeschwister sind drei Schul- und Anstaltsgebäude entstanden, sowie eine Kapelle mit 450 Sitzplätzen. Zur Gewinnung besseren Baumaterials wurde von den Missio-

naren eine Holzsägerei in dem drei Stunden entfernten Bavatscho eingeführt und die Bali hierin angeleitet. Inzwischen sind auch die ersten Anfänge einer Literatur in Bali entstanden. Eine Fibel wurde an Ort und Stelle gedruckt und gebunden. Eine Grammatik ist im Manuskript fertig, und ein Wörterbuch in Bali-Deutsch ist in Arbeit; die Calwer Biblische Geschichte ist teilweise übersetzt, ebenso Teile des württembergischen Spruchbuchs und das Glaubensbekenntnis. Neben der Schularbeit an den Knaben, die immer mehr ausgedehnt wird und zu der man in Nebenschulen die fortgeschritteneren älteren Schüler verwendet, ist nun auch eine Mädchenschule eröffnet worden. Die Liebesarbeit an den Kranken wird durch schöne Erfolge belohnt. Allsonntäglich wird in verschiedenen Stadtteilen von Bali gepredigt, und Hunderte von aufmerksamen Zuhörern finden sich dazu ein. Zugleich hat man mit vielen Städten und Stämmen des Graslandes freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und es steht den Missionaren und ihrer Botschaft das ganze Land offen. Allenthalben gilt die Mission den Volksstämmen als Trägerin des Friedens. Der König Fo Nyonga aber ist bis jetzt ein entschiedener Freund und Förderer der Mission geblieben; in ihm ist ihr eine menschliche Stütze gegeben, die man zwar nicht überschätzen, wofür man aber von Herzen dankbar sein darf. Und wenn sich auch die Arbeit im fernen Bali noch in den Anfängen bewegt und sie ihre besondere Schwierigkeiten aufweist, so ist es doch ein vielversprechendes Missionsgebiet, das sich dort auf dem Hochlande von Kamerun aufgetan hat.

* * *

Bei dem vorgeschobenen Missionsposten ist es indes nicht geblieben. Mit der Besetzung von Bali hatte man

nur den Saum des weiten Hochlandes von Nord-Kamerun in Besitz genommen. Die Reisen, die die Missionare durch das missionslose Land unternahmen, führten sie in volkreiche Dörfer und Städte, wo man ihnen als Freunden des Königs von Bali aufs freundlichste entgegenkam. Bei der Frage über die Besetzung eines weiteren Punktes wurde ihr Blick vor allem auf die Königsstadt Fumban im Bamum-Gebiet gelenkt, die an Größe Bali noch überragt. Auch politisch wie geographisch hat sie noch eine größere Bedeutung, indem sie an einer der großen Verkehrsstraßen von Inner-Kamerun liegt. Etwa 100 Kilometer östlich von Bali entfernt wird sie in Zukunft leicht von der Küste zu erreichen sein, da voraussichtlich die geplante Eisenbahn zum Tsadsee an ihr vorüberführen wird.

Diesem Bamum stattete schon 1903 Missionar Ernst einen Besuch ab und erhielt einen überwältigenden Eindruck von der zwischen Palmen und hinter Wallgräben liegenden volkreichen Königsstadt. Man behielt sie im Auge, bis im Jahr 1905 die Missionare Lutz und Stolz im Auftrag der Missionsleitung die einleitenden Schritte zur Besetzung dieser Stadt als zweiter Hauptstation im Grasland taten. Nachdem dann im Februar 1906 die Brüder Dorsch und Leimbacher den Bau provisorischer Wohnungen eingeleitet hatten, ließen sich Geschwister Göhring am 10. April in Bamum dauernd nieder.

Mit der Besetzung von Bamum hat die Basler Mission im Hinterland von Kamerun die Grenze des heidnischen Gebiets erreicht; denn die nördlich an Bamum grenzenden Stämme gehören schon der islamischen Religion an. Schon daraus ergibt sich die Wichtigkeit dieser Station als eines Bollwerks gegen den Islam und eines Stützpunktes für eine künftige Arbeit unter den mohammedanischen Stämmen. Wie notwendig es

war, mit der Besetzung von Bamum nicht zu zögern, ersieht man schon daraus, daß sich in der Königsstadt Fumban bereits eine Kolonie von 2000 mohammedanischen Hausa und eine Moschee befindet.

Wie in Bali, so gewannen die Missionare auch in Bamum von Anfang an das Vertrauen, ja die Freundschaft des intelligenten und strebsamen jungen Königs Njoya. Heilsamen Neuerungen zugänglich, ist er nicht ohne religiöse Empfänglichkeit und begünstigt die Arbeit der Mission. So gelang es schon am 25. Juni 1906 die erste Schule mit 60 Schülern zu eröffnen, und am 10. Oktober konnte Frau Göhring mit Zustimmung des Königs eine Mädchenschule mit 51 Mädchen beginnen. In derselben wird hauptsächlich Unterricht in Handarbeiten gegeben. Übrigens hat der König auch eine eigene Schule, in der eine von ihm selbst erfundene Silbenschrift gelehrt wird. Leider wird in Bamum ein anderer Dialekt gesprochen als in Bali, wodurch natürlich die Missionsarbeit anfangs erschwert wird. Doch hat Missionar Göhring mit Hilfe des Königs bereits mehrere Stücke wie das Vaterunser, die zehn Gebote, die Weihnachts- und Leidensgeschichte, sowie einige Lieder und Tischgebete ins Bamum übersetzt. Auch gelang es ihm, den König für Einführung des christlichen Sonntags und Verlegung der Märkte auf die Wochentage zu gewinnen.

Inzwischen ist man mit dem Ausbau der Station in Bamum beschäftigt. Wie sich aber das Missionswerk in diesem entlegenen Gebiet, der jüngste Zweig am Basler Missionsbaum in Kamerun, entwickeln wird, steht in der Hand Gottes, der ja Gedanken des Friedens über jenen Völkerschaften hat. Wie herrlich wäre es, wenn hier eine christliche Missionskirche entstünde, die künftighin den Botschafterdienst unter den heidnischen und islamischen Völkern des Sudan ausrichten würde!

Rückblick und Ausblick.

Zwei Jahrzehnte hat nun die Basler Mission in Kamerun ihre Arbeit tun dürfen. Es ist dies eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit, und in den meisten Fällen weist die Missionsgeschichte in solchem Zeitraum kein bedeutendes Ergebnis auf. Da ist man gewöhnlich kaum über die Stufe der Vorarbeit hinaus, und der Ertrag der Arbeit beschränkt sich meist noch auf Erstlingsfrüchte.

Anders in Kamerun. Hier folgte dem Eintritt der Basler Mission, nachdem die ersten Schwierigkeiten der Eingewöhnung und der Differenzen mit den eingeborenen Baptisten überwunden waren, ein ungeahnter, überraschender Erfolg. Eine Ernte folgte der anderen und fast Jahr um Jahr mußten die Zaunpflöcke des Arbeitsgebiets weitergesteckt werden. Eine Station rief der andern, die Zahl der Außenposten mehrte sich in rascher Reihenfolge, Gemeindlein entstanden auf allen Seiten des weiten Gebiets, Kapellen und Schulen erhoben sich an Orten, wo noch vor kurzem die Bevölkerung grobem Götzendienst ergeben war. Die Mission wurde von Stamm zu Stamm geführt und zu weiterem Vorgehen unaufhaltsam gedrängt, sodaß sich hier bewahrheitete, was schon der Missionsdichter Dr. Barth vor einem halben Jahrhundert sang:

„Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt."

Zu dieser raschen Entwicklung wirkten außer dem wunderbaren göttlichen Walten verschiedene Tatsachen mit. Zunächst war die bahnbrechende Vorarbeit der Baptisten von nicht zu unterschätzender Bedeutung; denn wenn dieselbe auch noch keine weitreichenden Wurzeln getrieben hatte, so waren damit doch im Volkstum des Küstengebiets Anhaltspunkte und Anregungen gegeben,

Station Sakbayeme.

die nicht erst gepflanzt werden mußten. Wertvoll war schon der Umstand, daß der Name des Missionars durch sie bis über die nächsten Grenzen hinaus einen guten Klang hatte und er den Eingeborenen als Bote des Friedens galt. Dazu kam mancherorten die sanguinische Empfänglichkeit der Bevölkerung sowohl für die neue Kultur als auch für das Evangelium; ferner die Geneigtheit der Eingeborenen zu hören, zu reden und selbsttätig als Verkündiger und Zeugen der neuen Wahrheit aufzutreten. Nicht zum wenigsten aber wirkte auch der ganze Reiz, den die durch den modernen Weltverkehr hereindringende Kultur und das ungewohnte Neue auf die Neger wie ein Zauber ausübte, sowie das feste, imponierende, Ordnung und Recht schaffende Auftreten der deutschen Kolonialregierung. Zu alledem trat mit der Basler Mission eine Gesellschaft in die Arbeit, die im Betrieb einer westafrikanischen Mission eine reiche Erfahrung von Jahrzehnten auf der Goldküste gesammelt hatte und nun diese in Kamerun verwerten konnte. Demzufolge setzte sie denn auch gleich mit ganzer Kraft ein und ließ es auch späterhin nicht an einer energischen Fortführung des Werkes fehlen. Mit den wachsenden Erfolgen und zunehmenden Aufgaben verstärkte sie wenn immer möglich in entsprechendem Maße ihr Arbeiterpersonal, füllte die durch Tod und Abgang entstehenden Lücken rechtzeitig aus und ließ es nicht an gewissenhafter Leitung und umsichtiger Strategie fehlen.

Vor allem aber läßt die Entwicklung der Kamerunmission erkennen, daß es Gottes Hand, und nicht menschliches Wollen und Planen war, wodurch die Basler Mission im Zusammenhang mit der Kolonialbewegung in dieses Gebiet Westafrikas geführt wurde. Schon daß Kamerun deutsche Kolonie wurde, war, wie wir gesehen, nicht von langer Hand her geplant, also nicht die Verwirklichung eines Staatsgedankens oder das Ergeb-

nis einer Eroberung, sondern göttliche Vorsehung. Denn wäre Kamerun nicht deutsche Kolonie geworden, so wäre das dortige Missionswerk der Baptisten voraussichtlich zugrunde gegangen, und die Millionen des Inlands wären auch fernerhin der heidnischen Finsternis mit ihren Greueln überlassen geblieben. Anderseits wäre ohne die deutsche Besitzergreifung auch Kamerun nie und nimmer der Schauplatz deutscher Missionsarbeit geworden, und so wenig die Basler Mission anfangs geneigt war, diese neue Arbeitslast zu übernehmen, so konnte sie sich doch nicht dem offenbaren Willen Gottes, der sie nach Kamerun wies, entziehen. Freilich die Kolonialbegeisterung führte dem Basler Missionsunternehmen in Kamerun nicht, wie man mancherorten erwartet hatte, weitere Kreise von Missionsfreunden zu, aber es diente doch dazu, die deutschen Christen in besonderem Sinne an ihre Missionspflicht zu erinnern. So entstand wenigstens in Stuttgart ein Verein für evangelische Mission in Kamerun, der seit seiner Entstehung wertvolle finanzielle Handreichung geleistet und ihr auch in bisher unbeteiligten Kreisen Freunde gewonnen hat.

Überschaut man heute das Basler Missionswerk in Kamerun, so bieten die einzelnen Stationsgebiete natürlich kein einheitliches Bild. Den größten Fortschritt weist das Zentrum des alten Missionsgebiets auf, und zwar die Duala-Stationen Bonaku und Bonaberi, sowie die Abo-Station Mangamba. Die beiden ersteren mit ihren 24 bezw. 27 Außenstationen zählen zurzeit je nahezu 2000 christliche Gemeindeglieder und zusammen über 2300 Schüler; sie sind demnach zu den größten Gemeindewesen der gesamten Kamerunmission herangewachsen. Es sind aber auch in Duala, dem diese beiden Stationen mit den beiden gleichfalls von Europäern besetzten Bonaku-Nebenstationen Bonandjo

und Bonabela angehören, viele Kräfte in der Arbeit. Da sind drei höhere Schulen, nämlich die Mittelschule in Bonaberi und die beiden deutschen Schulen auf den genannten Nebenstationen, ferner die Mädchenanstalt in Bonaku, die Missionswerkstätte und die Missionshandlung. Außerdem ist hier auch die seit Jahresfrist von Dr. Häberlin betriebene ärztliche Mission in wirksamer Tätigkeit. Leider hat das Stationsgebiet Bonaku vor einiger Zeit seinen treuen, tüchtigen eingeborenen Pfarrer Deibol, den bisherigen einzigen ordinierten Negergeistlichen der Basler Mission in Kamerun, durch den Tod verloren.

Noch größer als Bonaku ist das Stationsgebiet von Bonaberi, dessen Christenzahl im letzten Jahrzehnt bis auf 1931 angewachsen ist. Es hat sich dasselbe zum größten Stationswesen entwickelt und wies auch im letzten Jahre die höchste Zahl von Uebertritten auf, nämlich 222 Taufen von Erwachsenen und von 131 Heidenkindern. Dabei stehen nahezu 500 Taufbewerber für das laufende Jahr in Aussicht. Auch für den Verkehr ins Inland ist die Station von Bedeutung, indem sie der Ausgangspunkt der nach Nkosi und Manenguba führenden Eisenbahn ist. Der Bahnbau hat natürlich viel Volks, darunter auch Europäer, herbeigezogen und gibt den Leuten viel Verdienst, wodurch auch die wirtschaftliche Lage günstig ist und die finanziellen Leistungen der Gemeinde gehoben werden. So betrug die Kirchensteuer des letzten Jahres 1703 Mark, und für den Kapellenbau leisteten die Christen noch gegen 500 Mark. Freilich demgegenüber steht auch der demoralisierende Einfluß des europäischen Branntweins, der vielen lieber ist als der Missionar mit seiner Botschaft.

Das alte Mangamba-Gebiet, das in den ersten Jahren mit seinen Gottesmännern und Gottesknaben

einen so erfreulichen Aufschwung nahm, erlebte zwar später einen Rückschlag, wie ja gewöhnlich auf eine Hochspannung eine Abspannung folgt, aber der Eifer für die Gottessache ist in neuerer Zeit wieder erwacht. Freudiger Fortschritt und frisches Leben tut sich vielerorten kund. Die Leute drängen sich zur Taufe, und auch der Bildungsdrang hat jetzt die Bevölkerung dieses Gebiets ergriffen; selbst Mädchen wenden sich der Schule zu. Die bisher abseits stehenden Bewohner der Sklavenstädte zeigen einen Zug zum Christentum als der Macht, die die Menschenrechte proklamiert und die sozialen Verhältnisse eines Volkes hebt. Das alte Mangamba, ehemals eine kleine, vereinzelte Missionsstätte auf einem Bergkegel des Aboländchens gelegen, ist seitdem zur Mutter vieler Außenstationen geworden. Der Kranz ihrer Missionsposten zählt nicht weniger als 50, die mit der Muttergemeinde gegen 1000 Christen und über 2000 Schüler aufweisen. Dabei wird den meisten Gemeinden Opferwilligkeit nachgerühmt und daß sich viele für Kapellenbauten und Ausgestaltung ihrer Gotteshäuser mit Glocken und Bänken fast über ihre Kräfte anstrengen. Doch läßt das innere Leben der Christen, die rings vom Heidentum umgeben sind, noch manches zu wünschen übrig. Aber in dem weitaus größeren Teil des Stationsgebiets wächst der Einfluß des Christentums und das Vertrauen zur Mission. So hat das Distriktsgericht im Wurigebiet allen Dörfern den Besuch der Schule und der Singstunde, die Heiligung des Sonntags und den Kirchenbesuch zur Pflicht gemacht, dagegen heidnische Vergnügungen und die Ausübung heidnischer Gebräuche am Sonntag untersagt.

Nicht so günstig hat sich die ältere Station Lobetal am Sanaga entwickelt, obwohl sie mit ihren fast 1000 Gemeindegliedern die drittgrößte Station ist und im letzten Jahr 116 Heidentaufen zählte. Aber äußere

Verhältnisse im Stationsgebiet haben in den letzten Jahren das Gedeihen der Gemeinden beeinträchtigt. Durch den Umschwung in den Handelsverhältnissen ist der Handel, den die Mulimba früher trieben, zurückgegangen, und da das Land nicht ergiebig ist, sind die Leute genötigt, des Erwerbes wegen fortzuziehen. Infolgedessen überwiegt in den Gemeinden und unter den Täuflingen das weibliche Element. Es fehlt in den Gemeinden an älteren bewährten und einflußreichen Christen und an solchen, die die baufälligen Kapellen und Lehrerhäuser reparieren. Die Bakokobevölkerung aber zeigt sich weniger empfänglich für das Evangelium als die friedliebenden Mulimba.

Umso größer ist der Fortschritt am oberen Sanaga, in den Stationsgebieten von Edea und Sakbayeme. Ersteres zählte am 1 Januar 1908 280 Gemeindeglieder, letzteres nach vierjährigem Bestande bereits 315 Christen. Ueberhaupt hat Sakbayeme innerhalb dieser kurzen Zeit einen großen Wandel erfahren. 1902 war noch alles dichter Busch; 1903 sah man zwei Lehmhütten: eine als Wohnhaus, die andere als Schule und Kapelle. Nun ist ein ganzer Häuserkomplex dort, alles solid gebaut; der Busch ist ringsum umgehauen, breite Wege, von Mangobäumen bestanden, ziehen sich durch die schöne Stationsanlage hin. Es ist ein weites Arbeitsgebiet, das sich hier der Mission aufgetan hat, und ungezählte Völkerstämme des Innern warten der Botschaft des Heils.

Auf der Grenze des ersten und zweiten Jahrzehnts stehen die beiden Inlandstationen Bombe im oberen Mongogebiet, und Nyasoso im Nkosiland. Ihre Entwicklung ist nicht in demselben raschen Tempo vor sich gegangen wie auf den Duala- und Sanagastationen.

In Bombe hat die Mission nur langsam Boden gewonnen, und die Zauberei sowie der Götzendienst unter

den Balong ist noch sehr mächtig, obschon seinerzeit an vielen Orten die Götzenfeuer loderten und die Leute ihre geschnitzten Losangofiguren auslieferten. Ungünstig wirkt zurzeit auf das Gemeindeleben der Zug der Bevölkerung nach dem reichlichen Verdienst, den sie auf den großen Pflanzungen der Weißen findet. Man macht da schnell Geld, läßt die eigenen Felder liegen, die Häuser einfallen und vertrinkt den Verdienst. Natürlich ist unter solchen Umständen der Schulbesuch auch nicht der beste. Immerhin sind die Zeiten vorüber, da ein Häuptling sein Elfenbeinhaus mit Menschenschädeln verzierte, da das Losangowesen und der Fetischdienst blühte, da man sich mit aller Macht gegen die Stationierung eines Lehrers wehrte. Jetzt hat unter den Balong fast jedes Dorf seine Kapelle, während die Losangohütten zerfallen und das unheimliche Treiben der Geheimbünde aufgehört hat. Dadurch hat aber auch der Missionar erst recht Gelegenheit erhalten, in die bodenlose Verkommenheit der Bevölkerung hineinzublicken, aus der sich auch der noch tiefe Stand der Christen erklärt. Doch der Kampf des Neuen mit dem Alten hat begonnen, und das Evangelium fängt an zu wirken. Der Stationssprengel Bombe mit seinen 24 Außenposten zählte Ende 1907 218 Gemeindeglieder und 631 Schüler.

Auch in Nyasoso unter den Bakosi, in deren Mitte die Station liegt, ist es harte Arbeit geblieben, und das ganze Stationsgebiet weist nach mehr als zehn Jahren noch keine hundert Christen auf. Die Leute sind geistig stumpf, und es fehlt in Nyasoso selbst jedes Bedürfnis nach etwas Höherem. Dagegen scheinen manche benachbarten Stämme aufzuwachen und verlangen nach Lehrern, auch solche, die noch vor kurzem ganz unempfänglich waren. So sind neuerdings nach Norden und Nordosten hin verschiedene Stützpunkte gewonnen worden zur Arbeit unter wilden Gebirgsvölkern, die die Mittel-

zone zwischen dem Küstengebiet und dem Hochland des Innern bewohnen. Es ist somit zu hoffen, daß sich doch allgemach der Einfluß der Mission unter den teilweise sehr tiefstehenden Stämmen werde geltend machen. Von einer eigentlichen Gemeinde kann man bis jetzt nur in Nyasoso selbst reden; doch steht es mit dem Besuch des Gottesdienstes und den finanziellen Leistungen nicht sonderlich gut. Das Nkosigebiet gehört überhaupt zu den wenigen Missionsfeldern in Kamerun, wo der mühsamen Arbeit bis jetzt nur wenig Erfolg beschert war und dem Heidentum der Boden Schritt für Schritt abgerungen werden muß.

Verhältnismäßig bescheidenen Ertrag weist auch die Entwicklung der beiden Stationen am Kamerunberg, Viktoria und Buea, auf.

Schon die geographische Lage Viktorias ist einer bedeutenden Ausdehnung des Stationssprengels nicht günstig. An der kleinen Ambasbucht gelegen, hinter sich die steilen Abhänge des Kamerungebirges und flankiert zu beiden Seiten von waldigen Bergzügen mit spärlicher Bevölkerung, ist es hauptsächlich die Küstenlinie mit ihren Fischerdörfern, die das Arbeitsgebiet der Mission bildet. In Viktoria selbst erschwert die gemischte Bevölkerung einen nachhaltigen Erfolg. Hat man es doch hier selbst mit Europäern zu tun, die der Missionsarbeit nicht zur Förderung dienen. Dazu kommt noch die Konkurrenz der römischen Mission, die in der Nähe ihr Werk unter den zahlreichen Pflanzungsarbeitern treibt. Doch hat Viktoria es mit den Jahren zur Besetzung von elf Außenposten gebracht und zählte am 1. Januar 1908 284 Gemeindeglieder und 335 Schüler.

Buea, zuerst als Erholungsheim geplant und später als Schulstation erweitert, ist zwar von Anfang an der Ausgangspunkt für die Verkündigung des Evan-

geliums unter der Bergbevölkerung gewesen, aber es ist der Mission selbst nach mehr als zehnjährigem Wirken unter derselben noch nicht gelungen, einen tiefgehenden Einfluß auf das wenig geistig geweckte Volk der Bakwiri auszuüben. Ein solcher war nicht nur durch das frühere zerstreute Wohnen der Leute wesentlich erschwert, sondern auch durch das Mißtrauen derselben gegenüber allen Weißen, was zum Teil in der schon erwähnten Landfrage und der dadurch hervorgerufenen Beunruhigung des Volkes seinen Grund hatte. Durch die Zusammenlegung ihrer Wohnsitze zu geordneten Dorfschaften ist die Missionsarbeit neuerdings bedeutend erleichtert worden, und es ist nun eher möglich, den Leuten näher zu kommen und sie in Schulen und Gottesdiensten zu sammeln. Auch das frühere Mißtrauen ist den Missionaren gegenüber gewichen, da die Bakwiri dem Eintreten der Mission für sie in den Landangelegenheiten viel zu danken haben. So steht denn jetzt der Mission das ganze Bergland offen, und seine Bewohner begrüßen den Missionar als ihren Freund, den sie gerne hören. Aber von einer Empfänglichkeit für seine Botschaft läßt sich noch wenig spüren. Umso wichtiger sind das Seminar mit seinen 37 Zöglingen und die beiden andern Schulanstalten, in denen Knaben und Jünglinge erzogen werden, die einmal einen soliden Grundstock für Gemeinden bilden können. Die kleine Gemeinde, die bis jetzt im Stationsbezirk Buea aus dem Volk der Bakwiri gesammelt worden ist, zählte am 1. Januar 1908 181 Seelen, meist Mitglieder der Schulanstalten.

Eine eigenartige, wenn auch vorübergehende Arbeit erwuchs den Basler Missionaren im Jahre 1905 durch das Eintreffen von einer Schar kriegsgefangener Witboii, die von Togo her wegen ihrer wankenden Gesundheit nach Buea verpflanzt wurden. Es waren ihrer nur noch 42, die von den 119 von Südwestafrika nach Togo

verbrachten Witboii übrig geblieben waren. Alle übrigen waren in Togo dem Fieber oder andern Krankheiten erlegen. Auch der kleine Rest dieser Kriegsgefangenen, von denen 14 getauft, die übrigen noch Heiden waren, befand sich mehr oder weniger in leidendem Zustand. Ihnen wurden von den Missionaren regelmäßig Gottesdienste in deutsch gehalten, wobei der eine Witboii, der des Deutschen mächtig war, seinen Leidensgenossen die Predigt dolmetschte. Es war ihnen eine große Freude, in ihrer Gefangenschaft mit Gottes Wort bedient zu werden.

Buea auf den Höhen des Kamerungebirges ist inzwischen während des letzten Jahrzehnts sehr aus seiner Abgeschlossenheit herausgetreten. Seine herrliche gesunde Lage, die zudem einen entzückenden Blick auf das zu Füßen liegende Tiefland mit seinen unzähligen Wasserstraßen und auf den weiten Ozean gewährt, führt jetzt alljährlich Erholungssuchende aus der ganzen Niederung hinauf, nicht bloß Missionare, sondern auch sonstige Europäer, die in Kamerun ihren Beruf gefunden haben. Außerdem hat die Regierung ihren Sitz seit 1901 dort oben aufgeschlagen, mehrere Gebäude errichtet und für eine Bergstraße, die von Viktoria aus in fünf Stunden hinaufführt, gesorgt. Daß ferner eine große Zahl von Pflanzern die fruchtbaren Abhänge des Gebirges unter Kultur genommen haben, ist schon erwähnt worden.

Diese neue Zeit hat freilich auch ihre dunkle Schattenseite für das Volk der Bakwiri, das sich zum Teil aus seinen alten Wohnsitzen verdrängt sieht und die Bergheimat mit ihren Jagdgründen an fremde Eindringlinge verloren hat; aber wenn auch das Neue die alten Verhältnisse gewaltsam verdrängt und die kommenden Geschlechter die Tage ihrer Väter als ein verlorenes goldenes Zeitalter betrauern, so wollen wir doch auch für jenes Bergland und seine Bewohner hoffen,

daß ihm durch die Leuchte des Evangeliums ein neues Gut geschenkt werde, das ihm für immer bleibt.

* * *

Überblicken wir den heutigen gesamten Bestand des Basler Missionswerks in Kamerun, seinen Ertrag wie die gegebenen Aussichten, so darf man auch hier sagen: es war der Mühe und des Schweißes wert. Ja, es ist nicht umsonst gepflügt und gesät worden; nicht vergeblich hat man Opfer dafür gebracht. Gottes gütige Hand hat das Werk entstehen lassen, es in Langmut und Geduld getragen und gefördert trotz aller Schwachheit und Verschuldung seiner menschlichen Werkzeuge.

Die Basler Mission darf heute auf 12 Hauptstationen und 256 Nebenstationen den Völkern von Kamerun mit dem Evangelium dienen, christliches Leben und Gesittung unter ihnen pflanzen und dem Reiche Gottes Bahn brechen. Die Zahl ihrer Arbeitsposten, die bei der Übernahme 1887 nur in zwei Hauptstationen und vier Außenplätzen bestand, hat sich innerhalb der beiden Jahrzehnte über alles Erwarten vervielfacht. Aus den 172 Gemeindegliedern, die der Zensus von 1888 aufführte, sind es bis heute 7080, aus den 238 Schülern deren 9198 geworden. Dabei stehen zurzeit über 2000 Katechumenen im Taufunterricht. Dem entspricht auch heute das Arbeiterpersonal. Am 1. Januar 1908 standen auf dem Missionsfelde 38 ordinierte Missionare (mit 27 Missionarsfrauen), 1 Missionsarzt, 15 Industriemissionare und Missionskaufleute, 3 Schwestern für Mädchenerziehung und Krankenpflege; also im ganzen 84 europäische Missionsarbeiter. Ihnen zur Seite standen 235 eingeborene christliche Gehilfen, die sich die Mission bis auf wenige selbst geschult und für den Missionsdienst herangezogen hat.

Die rasche Ausdehnung des Werks und das ungesunde Klima des Landes haben aber auch außerordentlich starke Anforderungen an die Kräfte der Basler Missionsleitung und die Opferwilligkeit der heimatlichen Missionsfreunde gestellt; und auch an zahlreichen Opfern hat es nicht gefehlt. Im ganzen wurden von 1886 bis Anfang 1908 nach Kamerun ausgesandt: 80 ordinierte Missionare, 2 Ärzte, 13 Handwerker und Baumeister, 23 Missionskaufleute, 60 Missionarsfrauen und 7 Schwestern als Lehrerinnen und Pflegerinnen; also zusammen 185 Personen. Von diesen sind auf dem Arbeitsfelde gestorben — meist in jugendlichem Alter und nach kurzem Dienst: 21 Brüder und 12 Schwestern. Außer diesen sind eine große Anzahl nach kürzerem oder längerem Dienst teils um ihrer Gesundheit, teils aus anderen Gründen vom Missionsfelde zurückgekehrt und aus dem Dienst geschieden. Zahlen reden; sie führen auch in diesem Falle eine beredte Sprache und zeugen von viel Einsatz und Verlust, von viel Wechsel und Abgang; doch über dem allem hat sich Gottes Treue als das einzig Festbestehende bewährt. Sie möge auch fernerhin über dem Missionswerk in Kamerun walten!

Und welcher *Ausblick* bietet sich für die Zukunft?

Vor allem sind es noch große *Aufgaben*, die der Basler Mission in Kamerun harren. Zwar ist dem Evangelium dort weithin die Bahn gebrochen, und viele Völkerstämme sind seinem Einfluß unterstellt; aber das bisher Erreichte ist doch nur ein kleiner Anfang. Ungezählte Völkerschaften, kaum dem Namen nach bekannt, sind von der Mission noch unberührt. Zu weiterem Vorgehen drängen aber immer gebieterischer die Verhältnisse, die Erschließung und Entwicklung der Kolonie. Für diese selbst wird die Fertigstellung der im Bau begriffenen Eisenbahn, wenn sie einmal alle Völkergrenzen überbrückt und das Küstengebiet mit dem fernen Inneren

bis zum Tsadsee hin verbindet, eine tiefgreifende Wirkung ausüben. Sie wird aber auch für die Missionsarbeit nicht ohne Bedeutung sein; denn sie wird ihr nicht nur die heidnischen, sondern auch die islamisierten Völker des Inneren so nahe rücken, daß sie vor diesen nicht wird Halt machen dürfen, sondern ihre Wirksamkeit auf sie wird ausdehnen müssen.

Noch andere Faktoren werden — vielleicht schon in nächster Zukunft — die Bevölkerung als Missionsobjekt und den Missionsbetrieb selbst beeinflussen. Mit Recht ist die Kolonialregierung darauf bedacht, das weite Ländergebiet mehr und mehr unter ihren direkten Einfluß zu bringen, zu pazifizieren und ihre Herrschaft zur Geltung zu bringen. Je mehr ihr dies gelingt und die kulturfähigen Ländereien durch die Sicherung der Verhältnisse und durch den Ausbau von Verkehrsmitteln erschlossen werden, desto mächtiger wird auch der wirtschaftliche Aufschwung sein, den die Kolonie erleben wird. Ein reicher Austausch von Landesprodukten gegen die Manufakturen Europas wird zwischen der Küste und dem Innern stattfinden, und in den Lebensverhältnissen der bis dahin gedanken- und tatenlos dahinlebenden Eingeborenen wird sich eine Wandlung vollziehen. Mit dem reicheren Erwerb, der damit zugleich ins Land kommt, werden auch die Bedürfnisse der Bevölkerung wachsen und die sozialen Zustände sich teils bessern, teils aber auch verschlechtern. Zu befürchten ist nur, daß analog den Verhältnissen an der Küste, besonders der Branntwein in Gebiete eindringen und seine traurige Wirkung ausüben wird, wo er jetzt ein noch unbekannter Gast ist.

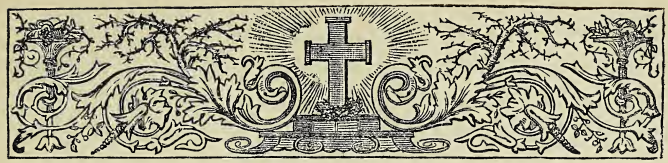
Mit der eindringenden Kultur und ihren Nebenbegleitungen wird sich auch im geistigen Leben der Bevölkerung von Kamerun eine bedeutungsvolle Veränderung vollziehen, ein Vorgang, wie man ihn bereits

im Küstengebiet und über dessen Grenzen hinaus in den letzten zwei Jahrzehnten erlebt hat. Hier weckte die neue Zeit, die mit der deutschen Besitzergreifung für Kamerun anbrach, manchen Volksstamm aus seinem dumpfen Schlummer; er wurde sich seiner geistigen Umnachtung bewußt, und er verlangte mit Ungestüm nach dem geistigen Besitz seiner Beherrscher und nach Lehrern, die ihm diesen vermitteln sollten. Dieses geistige Erwachen hat der Basler Mission, wie wir gesehen, mancherorten nicht nur die Wege gebahnt, sondern sie auch von Stamm zu Stamm bis ins ferne Grasland geführt, aber auch zugleich ihre Kräfte aufs äußerste angespannt. Dieser typische Fall wird sich in Zukunft bei der raschen Entwicklung der Kolonie wiederholen, ja voraussichtlich steigern, und zwar in dem Maß, als die Volksstämme an dieser Entwicklung teilnehmen. Dem zunehmenden Drange nach europäischer Bildung aber wird sich die Mission auch künftighin nicht entziehen können, selbst wenn derselbe nicht zunächst ein Heilsverlangen in sich schließt, sondern nur materiellen Interessen entspringt. Freilich wird die einziehende europäische Bildung, zumal wenn sie nicht auf christlichem Grunde erwachsen ist, auch ihre Gefahren für das afrikanische Volkstum im Gefolge haben; denn der Strom der Kulturentwicklung wird in Kamerun nicht nur Altes verschwinden, sondern auch Neues erstehen lassen, gute und schlimme Einflüsse hervorrufen. Zugleich aber wird sie der Mission unter heidnischen und mohammedanischen Völkerschaften weite Türen auftun, die nicht unbenützt gelassen werden sollten.

Aber freilich, eine größere Ausdehnung des Missionswerkes stellt auch entsprechend größere Anforderungen an die Missionsleitung. Wird die Basler Mission diesen gewachsen sein? Schon jetzt erfordert das Werk in Kamerun einen Aufwand von mehr als 350 000 Mark

im Jahr, während derselbe vor einem Jahrzehnt (1897) noch nicht die Hälfte, und vor 16 Jahren (1891) nur etwas über ein Viertel dieses Betrags betrug. Welch zahlreiches Arbeiterpersonal aber das Werk heute schon erfordert, haben wir gesehen. Wird sich beides, die finanziellen Mittel und die persönlichen Kräfte, künftighin im erforderlichen Maße beschaffen lassen? Werden die Missionsfreunde der Heimat gewillt sein, mit den wachsenden Bedürfnissen auch ihre Opferwilligkeit zu erhöhen? Oder werden sich weitere Kreise hiefür herbeiziehen lassen, die zwar für Luftschiffahrt und nationale Zwecke eine offene Hand haben, aber der christlichen Missionstätigkeit in den deutschen Kolonien bis jetzt noch gleichgültig gegenüberstehen?

Ein Blick in die nächste Zukunft Kameruns läßt diese und manche andere Fragen auftauchen. Wir können sie nicht beantworten, sondern müssen die Lösung aller künftiger Probleme dem Walten Gottes überlassen, der die Geschicke der Völker, sowie die Entwicklung seines Reiches in seiner Hand hält. Er wolle aber auch recht viele seiner Kinder willig machen, ihm zu dienen an den Völkern des weiten Kamerungebiets, damit auch unter ihnen sein Reich komme!



7. Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun.

Das Erbe der englischen Baptisten, das Basel im Jahr 1887 in Kamerun antrat, ging ihm sehr bald wieder verloren. Wie wir gesehen, trennten sich die eingeborenen Baptisten schon im Jahr 1888 von der Basler Missionsleitung, nicht aus dogmatischen Gründen, sondern aus Widerwillen gegen die von den Basler Missionaren geltend gemachte Gemeindeordnung und Kirchenzucht. Von englischen und deutschen Glaubensbrüdern unterstützt, bildeten die separierten Baptisten eine selbständige Gemeinschaft, die anfangs eine rege Propaganda entfaltete und zum Teil der Basler Mission ihr Dasein recht erschwerte. So gründeten sie eine Anzahl Außenstationen und gewannen zahlreiche Anhänger im Mündungsgebiet des Wuri, denen aber der Übertritt zum Christentum möglichst erleichtert wurde.

Ihre führerlose Stellung veranlaßte den deutschen Zweig der amerikanischen Baptisten, der im Jahr 1890 in Berlin einen Missionsverein für die deutschen Kolonien ins Leben gerufen hatte, sich der farbigen Baptisten in Kamerun anzunehmen. Er sandte ihnen demzufolge 1891 seinen ersten Missionar Steffens

mit Frau zu Hilfe und ließ durch diesen die Arbeit der englischen Baptisten in Duala und Viktoria fortsetzen. Als dann später aus dem Verein die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten am 19. Januar 1898 (mit einem Missionshaus in Steglitz bei Berlin) hervorging, konnte die Arbeit noch energischer in Angriff genommen werden. Als jedoch ihre Sendboten sich ebenfalls gedrungen fühlten, gegen die Zuchtlosigkeit in den Kameruner Baptistengemeinden aufzutreten, machten sie dieselbe Erfahrung wie die Basler. Die Grundsätze der freien Gemeinden machten ihnen ein Zusammenarbeiten auf die Länge unmöglich. Die größten farbigen Gemeinden in Duala konstituierten sich zu einer unabhängigen Kirche, und obschon sich im Laufe der Jahre die besseren Elemente unter die Leitung der Baptisten-Mission gestellt haben, so bestehen zurzeit doch noch vier selbständige Gemeinden, die mit ihrer ausgesprochen demokratischen Verfassung und „krankhaften Selbständigkeitsduselei" der Entwicklung solider Missionsarbeit im engeren Dualagebiet hindernd im Wege stehen. Ihre Zahl beträgt etwa 1250 Seelen.

Die deutschen Baptisten waren demnach wie die Basler angewiesen, eine neue Mission von sich aus zu beginnen und die freien Gemeinden ihre eigenen Wege gehen zu lassen. Sie gründeten nach und nach in der Umgebung von Duala über 20 neue Außenstationen, und nahmen dann das Abo-Gebiet in Angriff, wo sie in Bonakwasi eine Hauptstation und im Lauf der Jahre neun Außenstationen errichteten. Hier erlebte Missionar Hofmeister, wie seiner Zeit die Basler im Stationsgebiet von Mangamba, eine größere Erweckung unter den Heiden, sodaß er 1906 218 Personen taufen konnte. Die Opferwilligkeit der jungen Christen und der gute Kirchenbesuch, selbst von seiten der Heiden, läßt auf die Nachhaltigkeit der Bewegung schließen. Ebenso ist der

Kapelle in Bamum.

Schulbesuch ein sehr guter, sodaß die eine Volksschule 150 Kinder zählt.

Später wurde in dem drei bis vier Tagereisen nordöstlich von Duala gelegenen Basa-Gebiet die Hauptstation Nyamtang gegründet, zu der nun fünf Nebenstationen gehören. Die Erfolge sind jedoch hier trotz jahrelanger Arbeit sehr gering geblieben, weshalb man seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der Jugenderziehung zugewandt hat. Doch ist neuerdings ein erfreulicher Umschwung in der Stellungnahme der Eingeborenen zur Mission eingetreten. Die Gottesdienste werden besser besucht und es zeigt sich ein Verlangen nach Freiheit vom drückenden Joch des Heidentums. Zugleich ist durch die medizinischen Hilfeleistungen des Missionars das Vertrauen der scheuen Leute gewonnen worden.

Die deutsche Baptistenmission hat auch ihre Gesundheitsstation auf der Abdachung des Kamerungebirges. Hier, in einer Höhe von ca. 800 Meter hat sie dieselbe bei Groß-Soppo errichtet, wohin sie auch 1907 ihr Lehrerseminar mit etwa 20 Zöglingen verlegt hat.

In neuerer Zeit hat der Drang nach Ausdehnung ihres Werks die Baptistenmissionare veranlaßt, größere Reisen ins Hinterland zu unternehmen, um die vom Evangelium noch unberührten Gebiete östlich von Nyamtang wo möglich zu besetzen. So führte die erste Kundschaftsreise im Januar 1904 die Missionare Süvern und Reimer auf die Hochebene des Graslandes, wo sie mit zahlreichen mohammedanischen Hausa zusammentrafen und im ganzen freundlich von den verschiedenen Volksstämmen aufgenommen wurden, wiewohl man sie auch da und dort mit angelegten Gewehren empfing. Sie drangen bis Muschi am Mbam (einem bedeutenden Nebenfluß des Sanaga) vor, das sie als künftige Inlandstation ins Auge faßten.

Die Eindrücke dieser Reise, besonders aber das unerwartet weite Vordringen des Islam haben denn auch die Baptistenmission veranlaßt, die Anlegung verschiedener Hinterland-Stationen ernstlich ins Auge zu fassen. Leider konnte dieser Plan bis jetzt noch nicht ausgeführt werden, da verschiedene Aufstände in jenen Gegenden die Regierung zu Strafexpeditionen nötigte. Inzwischen hat aber Missionar Hofmeister im letzten Jahr dadurch einen Schritt nach vorwärts getan, daß er das Ndokama-Gebiet zwischen dem Dibeng- und Dibambafluß mit Lehrern besetzt hat.

Man ersieht hieraus, daß die Mission der deutschen Baptisten, deren Kirchengemeinschaft in Deutschland gegenwärtig ca. 37 000 Mitglieder zählt, durch die Separation der englischen Baptisten in Kamerun in eine fruchtbare Missionstätigkeit hineingeführt worden ist, die sich jetzt auf 4 Hauptstationen und 42 Nebenstationen erstreckt. Ihre Christenzahl beträgt zurzeit 1521 Seelen; außerdem befinden sich 840 Erwachsene im Taufunterricht. Seit ihrer Gründung hat die deutsche Baptisten-Missionsgesellschaft 42 Personen nach Kamerun ausgesandt, von denen elf ins Grab gesunken sind. Gegenwärtig stehen acht Ehepaare, fünf ledige Missionare, eine Diakonisse, eine Lehrerin und zwei Missionarinnen in der Arbeit. Außer einer gut besuchten Mädchenanstalt in Bonamuti (Duala) haben die Baptisten noch ca. 40 Volks- und 4 Mittelschulen in Kamerun, deren Schülerzahl zurzeit über 1500 Knaben und gegen 150 Mädchen beträgt. Zur Pflege des geistlichen Lebens wird seit einem Jahr ein Monatsblatt mit dem Titel: Muendi ma Musango (Friedensbotschaft) in der Dualasprache herausgegeben.

* * *

Wir haben versucht, die geschichtliche Entwicklung und den derzeitigen Stand der Missionstätigkeit in Kamerun in kurzen Umrissen vorzuführen. Eine sichere Beurteilung derselben ist zurzeit schwierig, da es die Kamerun-Mission noch mit der ersten Generation zu tun hat. Die meisten Gemeinden sind noch im Werden begriffen und haben noch nicht ihre Ausgestaltung erfahren. Es ist auch noch nicht abzusehen, ob nicht vielleicht die weitere Entwicklung, zumal infolge der europäischen Einflüsse und der Politik, sich ganz anders vollziehen wird, als man jetzt zu erwarten geneigt ist. Aber die Erfahrung der beiden letzten Jahrzehnte, in denen man von einer Missionstätigkeit im deutschen Kamerungebiet reden kann, hat gezeigt, daß sämtliche Missionen daselbst nicht nur ein überaus fruchtbares und hoffnungsvolles Feld ihrer Tätigkeit gefunden haben, sondern daß ihnen auch für die Zukunft große, ja unabsehbare Aufgaben winken, zu deren Erfüllung der Herr des Weinbergs selbst ihnen die nötige Ausrüstung in Gnaden verleihen wolle.

Quellenangabe.

1. Umschau in Kamerun. S. 5—22.
   Hutter, Das überseeische Deutschland: Kamerun.
   Warneck, Allgem. Missions-Zeitschrift 1885, S. 113 ff.
   Paul, C., Die Mission in unseren Kolonien: Kamerun S. 110 ff.
   Heilborn, Die deutschen Kolonien (Land und Leute): Kamerun S. 45 ff.
   Missions-Magazin 1890, S. 257 ff.
   Basler Missionsstudien, Heft 21 und 22.
2. Kamerun und die ersten Missionspioniere. S. 23—30
   Römer, Kamerun. Land, Leute und Mission. Neunte Aufl. S. 17 ff.
   Warneck, Allg. Missions-Zeitschrift 1885, S. 131 ff.
   Paul, C., Die Mission in unseren Kolonien: Kamerun S. 136 ff.
   Missions-Magazin 1859, S. 85 ff. — 1890, S. 265 ff.
3. Kamerun als deutsche Kolonie. S. 31—41.
   Warneck, Allg. Missions-Zeitschrift 1885, S. 113 ff.
   Paul, C., Die Mission in unseren Kolonien: Kamerun S. 136 ff.
   Meyers Großes Konversations-Lexikon: Kamerun.
   Heilborn, Die deutschen Kolonien, S. 45 ff.
   Hutter, Das überseeische Deutschland: Kamerun.
4. Kamerun als koloniales Wirtschaftsgebiet. S. 42—50.
   Hutter, Das überseeische Deutschland: Kamerun S. 152 ff.
   Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete. Kamerun-Weißbuch 1907.
   Blätter für die Freunde der evang. Mission in Kamerun, Nr. 34, 1907, S. 20 ff.

5. Kamerun als Missionsfeld im Zusammenhang mit der Kolonialbewegung. S. 51—64.
Missions-Magazin 1887, S. 11 ff.
Warneck, Allg. Missions-Zeitschrift 1885, S. 545 ff.
Römer, Kamerun. Land, Leute und Mission. Neunte Aufl. S. 37 ff.
Die evangelischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. Herausgegeben vom Ausschuß der evang. Mission, 3. Aufl., S. 26 ff.
Steiner, Pionierarbeit im südlichen Kamerun. S. 26 ff.
Missions-Magazin 1891, S. 286. — Stern von Afrika. 1894—1906.

6. Kamerun als Arbeitsfeld der Basler Mission. S. 65—126.
Duala und die Ambasbucht. S. 65—73.
Römer, Kamerun. Land, Leute und Mission. Neunte Aufl. S. 40 ff.
Eppler, Geschichte der Basler Mission. S. 351 ff.
Evang. Heidenbote 1898, S. 33 ff.
Paul, Die Mission in unseren Kolonien: Kamerun S. 187 ff.
Dinkelacker, Bonaberi. Ein Stationsbild aus Kamerun. S. 34 ff.
Das Aboland und Bakundu. S. 73—78.
Römer, Kamerun. S. 46 ff. — Eppler, Geschichte der Basler Mission. S. 357 ff.
Missions-Magazin 1898, S. 372 ff.
Dinkelacker, Bonaberi. S. 40 ff.
Am Sanaga. S. 78—82.
Missions-Magazin 1893, S. 331 ff.
Warneck, Allg. Missions-Zeitschrift 1900, S. 57 ff.
Jahresberichte der Basler Mission 1896 ff.
Untersuchungsreisen und Erschließung des Hochlands von Nkosi. S. 82—89.
Römer, Kamerun. S. 58 ff.
Missions-Magazin 1894, S. 49 ff. — Missions-Magazin 1895, S. 196 ff. 1900 S. 33 ff.
Auf den Höhen des Kamerungebirges. S. 89—92.
Paul, Die Mission in unseren Kolonien: Kamerun S. 192 f.
Römer, Kamerun. S. 56 f.
Warneck, Allg. Missions-Zeitschrift 1900, S. 65 f.
Jahresberichte der Basler Mission 1897, S. 65 ff. — 1899, S. 28.

Ausbau nach innen und außen. S. 92—98.
Basler Missionsstudien, Heft 9. — Missions-Magazin 1908, S. 342. Jahresbericht 1899, S. 26 ff.

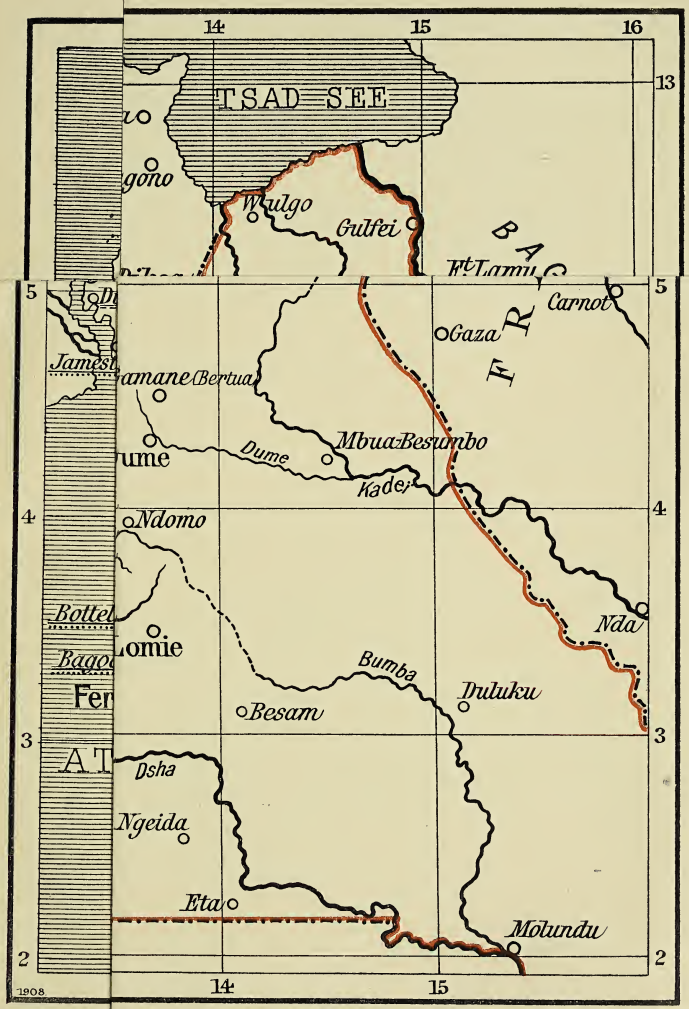
Wieder vorwärts! S. 99—111.
a) Aufwärts am Sanaga. S. 99—102.
Basler Missionsstudien, Heft 9, S. 19. — Basler Jahresbericht 1903 ff. Missions-Magazin 1907, S. 486 ff.
b) Hinein ins Grasland. S. 102—111.
Basler Jahresberichte 1903 ff. — Missions-Magazin 1903, S. 191 ff. — 1906, S. 379 ff.
Geschichten und Bilder aus der Mission, Nr. 26, S. 13 ff.
Basler Festbericht 1908, S. 41 ff. — Jahresbericht 1907.

Rückblick und Ausblick. S. 112—126.
Bornemann, Einführung in die evang. Missionskunde. S. 96 f.
Basler Festbericht 1899, S. 80 ff. — Jahresberichte 1905 bis 1908.
Blätter für die Freunde der evang. Mission in Kamerun, Nr. 35, 1908, S. 42 ff.

7. Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun. S. 127—131.
Evangelische Missionen 1908, S. 121 ff.

Inhalt.

	Seite
1. Umschau in Kamerun	5
2. Kamerun und die ersten Missionspioniere	23
3. Kamerun als deutsche Kolonie	31
4. Kamerun als koloniales Wirtschaftsgebiet	42
5. Kamerun als Missionsfeld im Zusammenhang mit der Kolonialbewegung	51
6. Kamerun als Arbeitsfeld der Basler Mission	65
Duala und die Ambasbucht	65
Das Aboland und Bakundu	73
Am Sanaga	78
Untersuchungsreisen und Erschließung des Hochlandes von Nkosi	82
Auf den Höhen des Kamerungebirges	89
Ausbau nach innen und außen	92
Wieder vorwärts!	99
a) Aufwärts am Sanaga	99
b) Hinein ins Grasland	102
Rückblick und Ausblick	112
7. Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun	127



Verlag de

Kartographie W. Brendel, Blankenburg-H.

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

Kartographie W. Brendel, Blankenburg-H.

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00670 7046